Otto Magnus
Freiherr v. Stackelberg,

als

Mensch, Künstler und Gelehrter.

Eine biographische Skizze

von

E. Hoheisel.

44309

Sonderabdruck aus der Baltischen Monatsschrift.

V.D.E.

Die Baltische Monatsschrift

erscheint in Riga im Verlage von **N. Kymmel's** Buchhandlung, in Monatsheften von je sechs Bogen. Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 Rbl. 50 Kop., bei Bestellung durch die Postämter 8 Rbl. S. Im Auslande ist die Monatsschrift durch alle Buchhandlungen für den Preis von 8 Thalern zu beziehen. Der Jahrgang 1863 (Band VII und VIII) enthielt folgende Aufsätze:

Januar.

Rückblick auf 1862. — Sylvester-Rede an die Forstmänner und Jagdliebhaber unserer Provinz, von S. — Possoschkow's Ansichten über das Heerwesen, von A. Brückner. — Zu dem Aufsatz: „die Reform der Rechtspflege in den Ostseeprovinzen".

Februar.

Ein Doppelgiftmord in Livland, von Th. Böttticher. — Der Turnunterricht, von A. Bulmerincq. — Die Literatur der Ukraine, von H. Hasferberg. — Aus Amerika. Erlebnisse eines Freiwilligen im Feldzuge von 1862, von F. Meyer. — Livländische Correspondenz.

März.

Ueber Concentration des Universitätsunterrichts, von L. Mercklin. — Aus Sibirien, von J. L. — Ueber die Einziehung der
Kurland, von J. G. Goldmann. — Oeffentlic
verfahren und Anklage-Proceß, von E. P. v. S. — Zur Reform der Rechtspflege, von Ph. Gerstfeldt.

April.

Carl Gustav Jochmann, von J. Eckardt. — Vorschläge zur Abkürzung des in Kurland jetzt geltenden Civilprocesses, von Th. Seraphim. — Samara als Curort, von Dr. Ucke. — Vom Selbstergänzungsrechte.

Mai.

Ueber wissenschaftliche Congresse, von Mädler. — Ludwig Uhland, von A. F. Krannhals. — Die Auflösung des Verbandes der livländischen Landgemeinden, von A. v. Samson-Himmelstiern. — Ueber livländische Arbeiterverhältnisse und Agrarzustände, von A. Punschel. — Aus Sibirien von J. L. (Schluß). — Wir und die Anderen, von X. — Bruchstück einer livländischen Correspondenz.

Est. A
Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
18582

Otto Magnus Freiherr v. Stackelberg,

als Mensch, Künstler und Gelehrter

Wir haben unter unsern Landsleuten keinen so großen Ueberfluß an hervorragenden Männern der Kunst und Wissenschaft, daß wir es ruhig ansehen könnten, wenn der Name eines Mannes, wie Otto Magnus von Stackelberg, allmälig der Vergessenheit anheim fiele. Dennoch ist unsers Wissens bisher im Inlande so gut wie nichts geschehen, was sein Andenken unter uns erhalten könnte. Auch hier hat wiederum, wie bei dem berühmtesten Dichter unserer Provinzen, dem unglücklichen J. M. R. Lenz, das Ausland vorangehen müssen, um uns die Verdienste eines durch Geburt und Abstammung uns Angehörigen kennen und würdigen zu lehren. Es findet sich nämlich in dem von Prof. E. Gerhard in Berlin herausgegebenen „Archäologischen Nachlaß aus Rom", Berlin bei Reimer 1852, (auch unter dem zweiten Titel „Hyperboreisch-römische Studien für Archäologie, 2. Theil) am Schluß ein „biographischer Anhang" über Stackelberg, von Gerhard selbst, dem noch lebenden persönlichen Freunde Stackelbergs. So schätzenswerth aber dieser Aufsatz ist, zumal da er wohl das Einzige enthält, was bisher über Stackelbergs Lebenslauf weitern Kreisen bekannt geworden sein mag, so erscheint eine neue biographische Arbeit über ihn von einem Inländer dadurch doch keineswegs überflüssig. Denn abgesehen davon, daß jener archäologische Nachlaß aus Rom unter uns wahrscheinlich nur sehr geringe Verbreitung gefunden hat, so ist der darin enthaltene biographische Anhang über Stackelberg auch nur von dem Standpunkte des deutschen Fachgelehrten abgefaßt, und nimmt auf die rein menschliche

i 39465949

Entwickelung des Mannes, die grade für uns Inländer manches Lehrreiche enthält, auf die Ziele seiner Bestrebungen, die Mittel, die ihm bei Erreichung derselben zu Gebote, und die Hindernisse, die ihm dabei im Wege standen, zu wenig Rücksicht, so daß er kein vollständiges Bild seiner Persönlichkeit darbietet und auch in der Beurtheilung derselben den Verhältnissen, unter denen sich sein Charakter herausbildete, nicht genügend Rechnung trägt. Wenn nun in den folgenden Blättern eine vollständigere Biographie Stackelbergs und eine eingehendere Würdigung seiner Bestrebungen und Verdienste versucht und dadurch eine uns nahe liegende und trotzdem so lange verabsäumte Pflicht der Pietät erfüllt werden soll, so können wir nicht unterlassen, auf die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens in heutiger Zeit aufmerksam zu machen. Der Lebensgenossen des durch ein ungünstiges Schicksal viel zu früh der Kunst und Wissenschaft entrissenen Mannes giebt es unter uns nur noch sehr wenige, und auch bei diesen ist die Erinnerung an seine theils mit ihm durchlebten, theils mündlich oder brieflich von ihm mitgetheilten Schicksale so verblaßt, daß sich nur wenig sichere Angaben aus diesen Quellen gewinnen lassen. Wir können unsere Kunde über Stackelberg daher fast ausschließlich nur aus schriftlichen Aufzeichnungen schöpfen, die meist von ihm selbst, theils aus seinen Tagebüchern, theils aus Briefen, wie sie uns von seinen Verwandten mit dankenswerther Liberalität zur Verfügung gestellt wurden, theils aus seinen Schriften herrühren, und nur in geringerem Maße der schriftlichen Aeußerungen seiner Freunde und Bekannten oder den öffentlichen Beurtheilungen seiner gelehrten Arbeiten entnommen sind. Für manche Abschnitte seines Lebens, zum Glück grade für die interessantesten und erfolgreichsten, bieten diese Quellen ein sehr reiches Material, für andere ein höchst spärliches dar, und dieser Umstand dürfte denn auch eine gewisse Ungleichmäßigkeit in unserer biographischen Darstellung herbeigeführt haben, aber auch gleichzeitig eine nachsichtigere Beurtheilung derselben in diesem Punkte beanspruchen lassen. Es konnte natürlich nur mitgetheilt werden, was sich jetzt überhaupt noch über Stackelbergs Lebensverhältnisse ermitteln läßt, und dies haben wir denn mit aller Mühe und Sorgfalt zusammenzustellen versucht und auch eine größere Ausführlichkeit nicht gescheut, wo sich aus dem Dargestellten Einblicke in die Zeit- und Culturverhältnisse sowohl unserer Provinz, als auch der Länder, in denen Stackelberg sich zeitweilig aufhielt, gewinnen ließen. — Auf der andern Seite stehen wir der Zeit Stackelbergs noch zu nah, als daß eine ganz objective Schilde-

rung seines Lebens und Beurtheilung seiner Persönlichkeit schon möglich wäre. Einige seiner Zeitgenossen sind, wie gesagt, noch am Leben; auf diese und besonders auf die mit warmer Pietät ihm anhangenden Verwandten war eine schuldige Rücksicht zu nehmen. Doch die Erwägung, daß bei längerm Zögern auch noch manche der uns jetzt zu Gebot stehenden Quellen versiegen könnte, mußte hier entscheiden, und so übergeben wir denn diese Blätter der Oeffentlichkeit hauptsächlich zu Nutz und Frommen unserer Landsleute, die daraus in vieler Beziehung Sporn und Anregung, aber auch manchmal Anlaß zu ernsten Erwägungen schöpfen könnten, und in der Hoffnung, daß es sie interessiren wird, über einen Landsmann etwas Näheres zu erfahren, der, gleich ausgezeichnet als Künstler wie als Gelehrter, dabei liebenswürdig als Mensch, noch durch manche eigenthümlich anziehende Lebensschicksale Theilnahme erregen dürfte.

Otto Magnus Baron v. Stackelberg war am 25. Juli a. St. im Jahre 1787 wahrscheinlich zu Reval geboren. Sein Vater, welcher Obrist in kaiserl. russischen Diensten gewesen und Besitzer der Güter Fähna im Kegelschen Kirchspiele und Lilienbach bei Narwa, so wie der Insel Worms war, starb schon wenige Jahre nach Otto's Geburt. Otto war der jüngste Sohn von 16 Geschwistern. Die Erziehung des Knaben wurde anfangs ausschließlich von seiner Mutter, einer geborenen v. Dücker, geleitet, einer einsichtsvollen, durch Gemüthstiefe und Kunstsinn ausgezeichneten Dame. In ländlicher Zurückgezogenheit auf dem Gute Fähna, in einer für unser Land anmuthigen Gegend, unter den günstigsten äußern Verhältnissen, entwickelte sich der Geist des glücklich begabten Knaben in ungestörter Harmonie. In der Familie herrschte, durch die Mutter angeregt, Vorliebe für die Kunst; es befand sich im Hause eine Sammlung von Gemälden und wurde viel Musik getrieben. Auch in dem Knaben Otto zeigte sich früh Neigung und Talent für beide Künste, die sorgfältig von der Mutter gepflegt und entwickelt wurden. Sein Lehrer im Zeichnen war der Maler Neus, der ausdrücklich für ihn aus dem Auslande verschrieben worden war. Es sind einige Zeichnungen Otto's, die er im 7. oder 8. Lebensjahre entwarf, Ansichten aus der Umgebung Fähna's nach der Natur, erhalten, in denen sich schon das ungewöhnliche Talent des nachmals so genialen Landschafters kund thut. Dabei wurde auch die wissenschaftliche Ausbildung, die ein Hauslehrer leitete, nicht vernachlässigt. Indessen richtete sich dieselbe weniger auf die Unterrichtszweige, die ihm für seine nach-

maligen archäologischen Beschäftigungen so nothwendig waren und die von ihm erst in spätern Jahren mühsam nachgeholt werden mußten, als vielmehr auf die sogenannten Realien, namentlich auf neuere Sprachen, die ihm freilich späterhin auch wohl zu statten kamen. Denn Otto sollte nach dem Wunsche der Mutter und der Verwandten eine diplomatische Carriere einschlagen, und diesem Plane, der des Knaben Neigungen von jeher zuwiderlief, wurde leider viel Zeit und Mühe bei seiner Erziehung unnütz aufgeopfert. Otto war übrigens bei seiner Begabung und Liebenswürdigkeit schon als Kind der Liebling nicht nur der Seinigen, sondern Aller, die ihn kannten. Indessen möchte wohl der vorzugsweise weibliche Umgang seiner frühern Jahre mit Mutter und Schwestern — denn die ältern Brüder wurden in Reval in der Domschule erzogen — die Veranlassung gewesen sein, daß sein Charakter, in welchem schon von Natur die Gefühlsrichtung vorherrschend war, eine gewisse Weichheit bis zur Schwäche annahm, von der er sich zwar in männlichen Jahren mit ernstem Streben und nicht ohne innere Kämpfe zu befreien suchte, die er aber doch nie ganz abstreifen konnte, und die, wie sie einerseits seine persönliche Liebenswürdigkeit mit bedingte, so andrerseits auch den Mangel männlicher Entschiedenheit manchmal fühlen ließ. In den Sommerferien, welche die Brüder auf dem Lande verlebten, bewohnten alle ein eigens dazu erbautes, abgesondertes Häuschen im Fähnaschen Park und ergötzten sich an allen möglichen jugendlichen Spielen und Uebungen, als Reiten, Jagen, Rappieren ꝛc. Otto hatte dabei manche Neckereien wegen seines weibischen oder wenigstens unknabenhaften Benehmens zu ertragen. Indessen entzog er sich, obwohl er mehr Neigung für die einsamen, beschaulichen Freuden der Natur, namentlich eine ungemein große Liebhaberei für Blumen, und von frühster Jugend eine besondere Vorliebe für die Beschäftigung mit den Künsten hatte, jenen Vergnügungen nicht ganz. Nur an der Jagd scheint er durchaus kein Gefallen gefunden zu haben, und noch späterhin spricht er in seinen Tagebüchern oft aufs entschiedenste seinen „Abscheu gegen die Rohheit dieses Vergnügens" aus. Seine Zuneigung gegen die Brüder litt indessen nicht durch die Verschiedenheit ihrer Naturen und Lebensrichtungen; vielmehr bewahrte er ihnen stets ein wohlwollendes Herz und eine aufrichtige brüderliche Gesinnung. Mehr jedoch fühlte er sich seiner ganzen Natur nach zu den Schwestern hingezogen, und ganz besonders empfand er für seine Mutter eine zärtliche, fast schwärmerische Liebe und Verehrung, welche während seines ganzen Lebens, obwohl er seit seinem 14. Jahre

beinahe stets durch weite Ferne von den Seinigen getrennt lebte, unverwischt und ungetrübt in seinem warmen Herzen bis an den Tod der Mutter fortdauerte und welche er auch öffentlich und für die Nachwelt durch die Zueignung seines Werkes „Ueber die Gräber der Hellenen" documentirte.

Im Jahre 1801 wurde Otto v. Stackelberg auf das Pädagogium zu Halle gesandt, wo er sich, fleißig und begabt wie er war, vielseitige und in manchen Zweigen des Wissens auch wohl gründliche Kenntnisse erwarb, so daß er schon 1803, sechzehn Jahre alt, in Begleitung eines ältern Bruders die Universität Göttingen bezog. Doch wurden seine Studien daselbst sehr bald unterbrochen durch die Ankunft zweier andern ältern Brüder, in deren Gesellschaft er im September 1803 eine Reise durch Süddeutschland, die Schweiz und Oberitalien antrat. Ueber diese Reise ist ein ausführliches Tagebuch erhalten mit dem Motto „τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς", wie denn Stackelberg es auch späterhin auf seinen weitläufigen Reisen niemals unterließ, ausführliche Notizen über das Gesehene und Erlebte aufzuzeichnen. Während aber die spätern Tagebücher sich fast ausschließlich auf die Kunst beziehen und die sorgfältigsten, oft durch Zeichnungen veranschaulichten Beschreibungen und treffende Beurtheilungen zahlloser Kunstwerke, antiker und moderner, Statuen, Gemälde, Gemmen, Münzen u. s. w. enthalten, sind in diesem und überhaupt in den frühern Tagebüchern auch alle Eindrücke der Reise selbst auf das frische, empfängliche Gemüth des jugendlichen Wanderers mit großer Ausführlichkeit geschildert; und wenn gleich auch hier das Kunstinteresse schon bedeutend vorwiegt, so finden doch auch die industriellen, socialen und politischen Verhältnisse der Völker und vornehmlich die Natur theilnahmvolle Berücksichtigung; und überall sind Reflexionen hineingeflochten, die interessante Einblicke in die allmälige Geistes- und Charakterentwickelung des aufblühenden Jünglings gewähren. Auch beginnen schon poetische Ergüsse; denn auch für die Poesie besaß Stackelberg nicht unbedeutende, wenigstens weit über die gewöhnlichen Leistungen zeitweilig sentimental angeregter jugendlicher Schöngeister hinausragende Anlagen. In der Beurtheilung der Kunstwerke überrascht uns bei der Jugend des Kritikers die Selbständigkeit und Sicherheit des Urtheils, welche durch keinen Autoritätsglauben beschränkt, das Treffliche überall herauszufinden weiß und das Schlechte, auch wenn es sich an berühmte Namen heftet, mit Ehrlichkeit aufdeckt, und jenes ernste Streben, welches sich nicht mit einem bloß passiven Ge-

nuß des Kunstwerks begnügt, sondern es überall mit denkendem Sinn prüft und in die tiefern Intentionen des Künstlers einzudringen trachtet. So heißt es z. B. bei der Beschreibung eines Gemäldes von Guido Reni, Apoll und Marsyas, in der Gallerie zu München: „Marsyas liegt an einen Baum gespannt da in den schrecklichsten Verzuckungen und unaussprechlicher Angst. Apollo, ein blühender Jüngling, beugt sich über ihn, faßt die Haut des Unglücklichen und setzt eben das Messer an — aber weiter wagt sich der treffliche Guido nicht, denn nicht ist es des wahren Künstlers Sache, das ekelhaft Schreckliche darzustellen. Jenes ist der höchste Punkt, so weit ist es ihm erlaubt zu gehen, und herrlich kann er den Moment benutzen. Apoll blickt mehr mitleidig, als seines Sieges sich freuend, auf den Gemarterten herab. Gefesselt steht der Schauende und bewundert den denkenden Künstler." — An einer andern Stelle giebt er eine begeisterte Beschreibung des schönen Altarblattes von Van Dyk in der Aegidien-Kirche zu Nürnberg und fügt hinzu: „Oben hat Preißler von seiner Kunst was sehen lassen, um das viereckige Gemälde halbrund zu machen; er setzte ein Stück an und malte — daß sein Pinsel nicht zitterte, einen Meister wie Van Dyk ergänzen zu wollen! — in die Wolken eine Gesellschaft weinender Engel, die ihre gelben Arme ausstrecken, und deren Haar wie Furienschlangen in der Luft herumflattert. Nicht einmal nachahmen konnte er Van Dyk, der Unverschämte!" — Die Reflexionen, die in diesem ersten Tagebuche Stackelbergs häufig seinen Reisenotizen angeschlossen sind, zeigen natürlich noch vielfach jugendliche Unreife und häufig eine gewisse Altklugheit, außerdem tragen sie manchmal den sentimentalen Charakter der damaligen Periode, meistentheils aber verrathen sie doch einen natürlichen gesunden Sinn und einen frischen jugendlichen Humor. Die Reisenotizen bieten nicht selten interessante Vergleichungspunkte zwischen den damaligen Culturverhältnissen Deutschlands und den heutigen und besonders zwischen den damaligen Reisebequemlichkeiten und den gegenwärtigen dar. So schreibt er z. B. Cassel den 14. September in sein Tagebuch: „Ich hatte mir vorgenommen, den Abend angenehm zuzubringen durch eine griechische Lectüre. Zu diesem Ende schickte ich eilig einen Lohnlakai in den Buchladen nach einem Anakreon. Als er schon seine hessischen Sohlen beinah eine Stunde auf dem Pflaster abgerannt hatte, kam er keuchend zurück, indem er versicherte, in Cassel kenne man solche Bücher nicht. O, Cultur einer kurfürstlichen Residenz mitten im gebildeten Deutschland!" — Einen mächtigen Eindruck machten nament-

lich auf den Jüngling die Naturwunder der Schweiz, der erste Anblick der Alpen. Daneben aber sehen wir ihn in der Schweiz für Salomon Geßner schwärmen, Lavaters physiognomisches Cabinet in Augenschein nehmen, Pestalozzi's Anstalt besuchen und dessen persönliche Bekanntschaft machen und am Genfer-See in Rousseau-Reminiscenzen schmelzen und dessen Heloise studiren. In Genf verlebte Stackelberg den Winter. Bei einer Fahrt auf dem Genfer-See entrannen die Reisenden kaum einer ernstlichen Lebensgefahr. Hören wir Otto selbst darüber berichten: „Wir hatten uns an der Küste einen Augenblick aufgehalten und steuerten nahe am Gestade hin. Am Ufer des Sees wurde auf Befehl der französischen Regierung ein neuer Weg angelegt und zu dem Ende ein Theil der Felsen weggesprengt. Als wir uns der Stelle näherten, hatte man grade 3 der Minen mit Pulver gefüllt. Unsere Ruderer schrien den Arbeitern zu, noch nicht anzuzünden. Aber das gefühllose Volk hörte nicht auf unsere Zurufungen, zündete an, und obgleich unsere Leute mit aller möglichen Kraft vom Ufer fortruderten, so sahen wir uns dennoch auf einmal von einem Hagel von Felsenmassen umschwirrt und schwebten in Todesgefahr. Dreimal hörten wir so den Donner der Minen und erlebten den Felsenhagel, aber die Gefahr verminderte sich, je mehr wir uns entfernten, und wir entrannen ihr glücklich." — Im Mai 1804 brach Stackelberg von Genf auf und ging nach Oberitalien, wo namentlich Mailand ihn fesselte und durch seine Kunstschätze interessirte.

Nach diesem ersten Ausfluge, bei welchem sich die künstlerischen Anlagen des Jünglings rasch und reich entwickelt hatten, scheint Stackelberg, nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Dresden, wo er ausschließlich der Kunst lebte und in der Gemäldegallerie einige Bilder in Oel copirte, im Herbste 1804 oder im Frühjahr 1805 in die Heimath zurückgekehrt zu sein. Da man die diplomatische Laufbahn für ihn noch immer nicht aufgeben mochte, ging der nunmehr 17- oder 18-jährige junge Mann zunächst nach Moskau, um die russische Sprache an Ort und Stelle zu erlernen und auf der Moskauer Universität Diplomatie zu studiren. Ersteres gelang über Erwarten in kurzer Zeit, wie denn Stackelberg überhaupt großes Sprachtalent besessen zu haben scheint. Er sprach und correspondirte späterhin geläufig außer in deutscher, französischer und russischer, auch noch in italienischer, englischer und neugriechischer Sprache, und besaß auch in den alten Sprachen, zu denen er im Pädagogium zu Halle den ersten Grund gelegt und in denen er sich späterhin lediglich durch eigenen Fleiß

fortgebildet zu haben scheint, gründliche Kenntnisse. Mit den diplomatischen Studien jedoch ging es weniger glücklich. Auch sehnte er sich nach Deutschland zurück, und vor allen Dingen wohl aus Moskau weg, so daß der dortige Aufenthalt kaum ein Jahr gedauert haben kann. Er kehrte darauf zunächst zu den Seinigen nach Estland zurück, reiste im Sommer 1806 von Reval zu Schiff nach Lübeck und eilte von da rasch nach Göttingen, um seine unterbrochenen Studien daselbst weiter fortzusetzen.

Hier wurden nun fleißig juristische und staatswissenschaftliche Vorlesungen, ferner Geschichte bei Heeren, daneben aber auch Archäologie bei Fiorillo und mehrere philosophische Disciplinen gehört. Uebrigens wurden auch die Künste, besonders Malerei, mit großem Eifer fortgetrieben, und manche Stunde an der Staffelei zugebracht oder der Poesie und Musik gewidmet. Außerdem legte sich Stackelberg um diese Zeit mit großem Eifer auf das Erlernen der englischen Sprache, in der ihn ein Arzt Mac Connen unterrichtete. Zugleich entwickelte sich ein anregender Verkehr mit mehreren der damals zahlreich in Göttingen studirenden Jünglingen aus unseren Provinzen. Es gab zu jener Zeit besondere Verbindungen der Estländer, Livländer und Kurländer in Göttingen, die ihren Sammelpunkt in dem sogenannten russischen Clubb hatten. Unter den nähern Bekannten Stackelbergs kommen in seinem Tagebuche viele noch unter uns wohlbekannte Namen vor: Baranoff, Wrangel, Braunschweig, Budberg, Behr, Wilpert, Bidder, Mirbach, Seefeld, Stempel, Koskull, Sievers ꝛc. Auch an den studentischen Verhandlungen scheint Stackelberg sich persönlich betheiligt zu haben; doch besaß er vor den herrschenden Parteizwistigkeiten und vor allen Rohheiten des damaligen Studententreibens, dem Schnurrendurchprügeln, den grundlosen Raufereien und Corporationspaukereien, einen unüberwindlichen Widerwillen; wo es aber galt, die edlern Bestrebungen der Studenten im Interesse der Allgemeinheit zu fördern, da fehlte er gewiß nicht leicht. Die damaligen Kriegsverhältnisse hatten die sichere Communication mit der Heimath unterbrochen, so daß die Geldsendungen aus Rußland oft lange Zeit ausblieben und die in Göttingen studirenden Russen, zumal im Winter 180⁶/₇, in manche drückende Ungelegenheit geriethen. Dennoch fand Stackelberg die Mittel, nicht allein vorübergehenden Geldverlegenheiten seiner studirenden Landsleute oftmals abzuhelfen, sondern auch zu Collecten für kriegsgefangene russische Offiziere bei ihrem Durchzuge reichlich beizusteuern.

Auch mit mehreren Professoren wurde ein anregender geselliger Ver-

kehr unterhalten. So war z. B. Stackelberg im Hause Heerens, Schlözers, Sartorius, bekannt und in den dortigen Theezirkeln gern gesehn. Bei Professor Hofrath Reuß wohnte er mit einem Studiengenossen Weidenhammer zusammen. Die Frau des Professors, eine noch jugendliche, geistreiche Dame, die über ihren gelehrten Herrn Gemahl ein drückendes Pantoffelregiment ausgeübt zu haben scheint, mochte den liebenswürdigen jungen Russen in ihre besondere Affection genommen haben. Stackelberg ließ sich dies auch eine Zeit lang gefallen, wohl mehr aus Interesse für ihre muntere Unterhaltung, als aus zärtlichern Sympathien; er betrachtete das Verhältniß mit satirischem Blick, sein Herz blieb dabei unbetheiligt, und so gab denn die Frau Hofräthin allmälig ihren Plan, ihn ganz in ihre Netze zu ziehen, auf und wandte ihre Gunst Weidenhammer zu. Dagegen entspann sich auf einem Ausfluge nach Cassel, Ostern 1807, den Stackelberg mit einem Universitätskameraden Reuter unternahm, ein zärtliches Verhältniß zu einer Baronesse Julie v. Schwarzelle, in deren Familie er durch Reuter eingeführt wurde. Mit der vollen sentimentalen Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit seiner Zeit und seines 20-jährigen Jünglingsherzens gab er sich demselben für eine Zeit lang hin. Die Musik näherte sie einander. „Ich lehrte sie, schreibt Stackelberg in sein Tagebuch, eine russische Volksmelodie. Da setzte sie sich nun an meine Seite; ich bebte, als unsere Hände die Tasten berührten und ihr Hauch an meine Wange wehte; immer suchte ich kleine Passagen gegen den Discant hin zu machen, um die Tasten zu berühren, wo ihre schön geformte Hand geruht hatte. Schnell hatte sie die kleine Arie im Gedächtniß und spielte sie mit der ihr eigenen Anmuth. Ich fragte sie, da ich wußte, daß sie sang, ob sie Göthe's Lied „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn" singe? Sie setzte sich neben mich ans Clavier und begann mit ihrer süßen Flötenstimme den bezaubernden Gesang, den ich ihr zitternd begleitete. Noch nie fühlte ich dies ängstlich süße Gefühl, das mich an ihrer Seite durchdrang, ihre Wangen rötheten sich sanft und meine glühten; eine unnennbare Wonne durchbebte mich bis in die äußersten Spitzen meiner Finger und theilte dem Spiel des mich immer so erschütternden Liedes jene ganze zarte Wehmuth mit, die der Dichter in die Worte legte. Ganz in meinen Gefühlen lebend, ward ich von dem Ende überrascht und aus meiner Wonne geweckt. Ich fragte mich selbst, wo ich war? Dann fürchtete ich bald, daß man meine sonderbare Lage, die mein ganzes Wesen verrieth, bemerkt haben möchte. Bei der einfachen Abend-

mahlzeit saß ich am Tisch neben Julien und die angenehme Nachbarschaft machte mich ausgelassen lustig. Minna, der andern Schwester, gab ich nun manchen Anlaß zu spaßhaften Bemerkungen, während Julie nur einige mal mit den andern lachte. Die Stunde der Trennung schlug. Man sagte mir viel Verbindliches und lud mich aufs Land. Ich bückte mich vor Jedem im Kreise, aber vor Julien wäre ich beinahe in der Verbeugung versteinert geblieben. Das tiefe Schweigen im Kreise umher brachte mich bald wieder zu mir. Als wir über den Königsplatz gingen, weckten wir das Echo und wie mit Geisterhauch rief es mir achtmal: Julie! Julie! nach, bis es leise dahinstarb. Aber ewig hallt es in meinem Herzen: Julie, Julie! fort". Wohl als Nachhall der durch dieses Verhältniß angeregten Gefühle erscheint eine etwas spätere Stelle im Tagebuche: „Dem Dichter allein lebt die Schöpfung. Von den Sternen herab wehen ihn Geister an, wie aus den Quellen, Blumen, Bäumen; sie ziehen an ihm dem Wandernden wie laue Winde vorüber; sie leiten ihn durch das Leben. Lebendig ist er allein im Leben, für ihn ist kein Tod. Durch den dunkeln Schleier sieht er in jenem Lande die Seligen wie durch die Wolken die Sterne schimmern. Er liest in den Sternen, vor ihm aufgeschlagen liegt die geheimste Schrift der Natur! — Indessen scheint jene Jugendleidenschaft nicht lange über Stackelbergs flüchtigen Besuch in Cassel hinaus gedauert zu haben. Stackelberg war überhaupt, auch noch in vorgerückteren Jahren, sehr beliebt bei den Damen, was wohl leicht begreiflich ist bei einem Manne von so großer persönlicher Liebenswürdigkeit und so reicher, namentlich künstlerischer Begabung, die mit der feinsten gesellschaftlichen Tournüre verbunden war; auch er selbst war, obwohl er nie verheirathet gewesen ist, stets ein großer Verehrer des andern Geschlechts.

In der Göttinger Studentenzeit beschäftigte und interessirte ihn eine Zeit lang lebhaft die Lectüre von Rousseau's confessions. „Manche Gefühle, schreibt er in sein Tagebuch, manche Gedanken, mancher Characterzug Rousseau's stimmt ganz mit den meinigen überein; manches Wort ist mir aus der Seele geschrieben. Ich fing deshalb auch an, mein Tagebuch zu schreiben, um aus mir selbst mich kennen zu lernen; nach Andern mich zu beurtheilen habe ich schon oft versucht". An einer andern Stelle jedoch heißt es: „Bei allem tiefen Gefühl, das aus Rousseau's ganzem Wesen spricht, ist und bleibt er doch immer der frivole Franzose". Ueber seinen eigenen Character urtheilt er: „Ich lege zu viel Raffinerie in meine Handlungen, die sich manchmal bis zur Coquetterie steigert. In den aus-

gelassensten Augenblicken greift mich oft eine Hand an, die mich in mein Innerstes kehrt und mich gedankenvoll über mich selbst macht". Oft klagt er sich nach Art der Gefühlsmenschen und gewiß mit Unrecht, der Kälte an; begründeter mag der Selbstvorwurf gewesen sein, daß er seine Gedanken oft zu viel wäge und besonders zu viel über sich reflectire. — „Ueber meinem Pulte, schreibt er ein andermal, hängt ein Christuskopf, den ich in Dresden nach einem Bilde des Annibale Carracci mit eigener Hand copirt habe. Dieser Kopf hat mir oft Unterhaltung und Erbauung gewährt. Einerseits freute ich mich, die Idee, welche der Künstler in das Original gelegt hat, hervorzusuchen; andererseits strebte ich, sobald etwas mein innerstes Gemüth tiefer beschäftigte, mir dort eine Antwort zu holen. Hatte ich irgend etwas gethan, was einem Fehltritt ähnlich sah oder es war, so schien mir eine Drohung in seinen Augen zu leuchten; war ich hingegen herzlich froh, schmeckte ich die Seligkeiten einer guten Handlung, so schien mir Billigung auf seinen Lippen zu schweben. — So ging es mir auch mit einem Portrait meines Vaters in Reval, in dessen Nähe ich immer ein Gefühl heiliger, ehrfurchtsvoller Scheu empfand". So ließ Stackelberg die Kunst auch veredelnd auf sein Gemüth einwirken; aber auch seinen Verstand und sein Nachdenken regte dieselbe beständig an. So berichtet er von einem Gespräch, das er mit seinem Freunde Reuter auf jener Reise nach Cassel über die Unterschiede zwischen Malerei und Poesie geführt: „Ich wollte es Reutern nicht zugeben, daß die Poesie ganz unmittelbar das Gemüth anspräche, die Malerei nur mittelbar; denn jene braucht doch auch die Sprache und das Ohr, um sich mitzutheilen, die andere die Farben und das Auge; die eine wirkt vielmehr durch den Verstand auf das Gefühl, die andere durch das Gefühl auf den Verstand, beide fesseln also das Gemüth. Nun hob Reuter den Mangel der Malerei hervor, abstracte Begriffe darzustellen, worauf ich ihm gleich den Mangel der Dichtkunst zeigte, uns Gemälde und Formen zu geben. Wir kamen auf den Gedanken, wie man wohl die Begeisterung in einem Gemälde darstellen würde, ich schlug vor: mit einem Flämmchen auf dem Haupte, sitzend auf einem Dreifuß, das Auge gen Himmel gerichtet. Wir kamen in Bezug auf unsere Streitfrage zu dem Schluß: der Maler faßt die Welt in Formen auf, der Dichter in Begriffen; beide bieten sich freundlich die Hand und können einander niemals entbehren".

Der Krieg brachte den Göttinger Studenten nicht allein häufige Geldverlegenheiten, sondern auch noch manche andere Aufregungen und Unan-

nehmlichkeiten. Die französischen Offiziere benahmen sich bei den zahlreichen Truppendurchmärschen gewöhnlich höchst übermüthig. Ein Beispiel davon berichtet Stackelberg in seinem Tagebuche: Anfang Januar (1807) kommt ein französischer Stabsoffizier in einem Gasthofe an und verlangt mit großem Ungestüm Quartier. Mehre Studenten stehen vor dem Gasthofe und lachen über das Benehmen des Fremden. Wüthend kommt er auf sie zu und giebt dem jungen Martens, einem Neffen des Professors, eine Ohrfeige. Jener antwortet mit seinem umgekehrten Regenschirm. Der Offizier zieht blank, der Student, da ihm keiner seiner Kameraden hilft, flieht, der Offizier mit gezogenem Säbel ihm nach. So kommen sie unter einem großen Auflauf von Straßenjungen in der Wohnung des Professors an, wo der Student von seinem bewaffneten Gegner tüchtig durchgefuchtelt wird, während der Oheim unthätig dabei gestanden haben soll. Der Professor geht darauf mit dem Offizier zum Commandanten, der letzteren arretiren läßt, doch ruft derselbe noch dem Professor zu, er werde ihn füsiliren lassen. Der Offizier ward hernach von Gensd'armen zur Stadt hinausbegleitet, und der Student glaubte sich vollkommen gerächt; in dem Schein sind die Franzosen Meister; indessen ist unzweifelhaft, daß dem Offizier nicht ein Haar weiter gekrümmt worden ist, während der arme Student nach seiner Tracht Prügel zu Bett gebracht werden mußte. Stackelberg schließt, nachdem er diesen Vorfall erzählt: „Hätten jene Freunde des Studenten vor dem Gasthofe gleich Theil an dem Handel genommen, wie sie mußten, die Sache wäre wahrscheinlich anders abgelaufen". — Die Nachrichten aus der Heimath blieben zu jener Zeit oft lange aus. Ueber die Kriegsvorfälle wagte man überhaupt nicht zu schreiben, da das Postgeheimniß von den französischen Beamten wenig respectirt wurde; auch die Zeitungsberichte waren in Deutschland wenig zuverlässig. Darüber schreibt Stackelberg an seine Mutter vom 20. Juni 1807: „Von den übrigen Vorfällen werden Sie besser unterrichtet sein als wir, denn außer England und dem Norden stehen die Journalisten und Zeitungsschreiber alle im Fuchteldienste... Auch Spanier sieht man hier durchmarschiren, von denen sich die neugierigen Göttinger so viel Wunderbares vorgestellt haben, denen sie selbst aber noch viel spanischer vorkommen mögen. Man sagt, daß sie Hannover besetzen werden; der moderne deutsche Geist zeigt sich hier am deutlichsten, denn diese tapfern Hannoveraner sieht man nun schon der vierten fremden Nation in freudiger Zuversicht entgegeneilen, die ihnen doch nur neue Verwüstung und

Eroberung des Vaterlandes bringt. Aber ein entseelter Körper muß begraben werden. Was nicht ein kraftvoller Mann wie Napoleon vermag! doch auch er ist ein Sterblicher. Je höher er gestiegen, desto leichter kann er fallen. Manche Hoffnung mag sich wohl noch auf Rußland stützen. — Wie viel mehr könnte ich von Ihnen erfahren, wenn nur Aussicht wäre, daß solche Nachrichten hier herübergelangten".

Im Juli 1807 machte Stackelberg eine kleine Reise nach dem Badeorte Pyrmont. Er spricht bei dieser Gelegenheit wie auch sonst noch oft, seinen Widerwillen und Abscheu gegen das Spiel aus. „Abends ging ich ins Theater, heißt es weiter im Tagebuche (auch für die Schauspielkunst hatte Stackelberg, wie für jede Kunst, ein hohes Interesse), man gab die Hussiten vor Naumburg. Welche Leere läßt doch das Stück nach! Zu meinem Nachbar sagte ich: „Ich möchte vor Schläfrigkeit weinen", und dieser antwortete: „Ich bin vor Weinen schläfrig geworden". — Auf der Rückreise von Pyrmont wurde die berühmte Ebene im Teutoburger Walde unweit Paderborn aufgesucht, wo die Hermannsschlacht vorgefallen sein soll. Darüber lesen wir in Stackelbergs Tagebuch: „Endlich öffnete sich uns der Wald mit der weiten Aussicht auf das Nebelthal von Paderborn, und eine Haide lag vor uns, von Wald begrenzt. Dies war das Schlachtfeld, wo Hermann die Legionen des Varus darniederstreckte. Noch jetzt schimmert weißes Gestein in der Ferne, so daß man es für Todtengebeine halten könnte. Der berühmte Eichenwald, aus dem Hermann hervorstürzte, ist lange nicht mehr, jetzt sieht man nur noch Ellern an seiner Stelle. Vom Berge hinunter in das Thal sah ich das trockne Bett eines Bächleins, das der Sage nach aus Römerblut entstanden sein soll und noch jetzt der rothe oder Blutbach heißt. Von einem andern Bächlein, das ins Thal hinunterfließt, sagt man, daß es nur im Frieden Wasser enthalte. Jetzt ist es schon seit drei Jahren trocken. Als wir thalwärts hinuntergingen, fand ich den einzigen halbvermoderten Stamm einer Eiche, der kaum von drei Menschen umspannt werden konnte; einen Splitter dieser Eiche nahm ich zum Andenken mit".

Während seiner Studienzeit in Göttingen hatte Stackelberg noch oft mit schmerzlichem Heimweh zu kämpfen, und auf rührende Weise spricht sich oft in seinen Briefen seine Zärtlichkeit gegen Mutter und Schwestern, sowie seine treue Zuneigung für seinen Schwager Meyendorff aus. In dem schon oben erwähnten Briefe an seine Mutter vom 20. Juni 1807 heißt es: „Sie sind immer so gut, liebe Mama; lassen Sie Ihren Otto

auch immer noch mit in Ihrem Kreise leben. Mag er auch weit weit von ihnen sein, Ihrem Herzen ist er doch immer nah. Meine kindlichen Gefühle sind, wie ich mich auch sonst mag geändert haben, dieselben geblieben. Die süße Gewohnheit meiner Kindheit, immer das Beste der Mutter zu bringen, drängt mich auch jetzt noch. Es ist mir, als müßte ich jede schöne Blume, jede Erstlingsfrucht, die ich pflücke, für meine Mutter bewahren. Denke ich dann an die Entfernung, so lege ich sie traurig hin, und am andern Morgen sind sie verwelkt; auch meine glühenden Thränen können sie nicht mehr beleben... Nun denke ich mich mitten in Ihren Kreis, wo alles versammelt ist, was sich mir angehörig nennt, und freudig umarme ich Jeden, als wäre die lange Zeit unserer Trennung nur ein böser Wintertraum gewesen". In einem andern Briefe an die Schwester vom 29. Januar 1808 heißt es: „Gruß und Kuß Dir mein Lottchen im kalten Vaterlande! Doch Du mit Deinem warmen Herzen thau allen Schnee um Dich her auf... Daß Du mich lieb hast, trautes Minchen, sagt mir jede Zeile Deines Briefes; daß ich Dich lieb habe, könnte ich auf Bogen schreiben, wenn ich mein Herz entfalten wollte. Und alles das brauche ich Dir nicht so weitläuftig zu schreiben; wenn ich bei Dir wäre, sagte Dir's ein einziger Blick... Thränen sind Tropfen der höchsten Wonne. Hast Du recht genau die Natur an einem warmen Sommertage beobachtet? Thränen schlürft die Sonne gierig aus der schönen Erde; Thränen fallen vom Himmel, und die ganze Natur lebt auf in geschäftigem Grünen und Blühen; Thränen sind die Nahrung der Körper- und Geisterwelt. Wenn die Natur uns recht innig liebt, so fallen Thränen. Wenn Du mich recht glücklich machst, so kommen mir Thränen in die Augen, und das geschieht jedesmal, wenn Du mir schreibst... Warum bin ich nicht bei Euch? Ach, alles Briefschreiben ist ein ewiges Hingeben ohne Wiederempfangen. Wie die Seele im Augenblick giebt, so will sie im Augenblick zurückempfangen. Wie kann sie wochenlang warten und die Posttage zählen? — In einem Brief an seinen Schwager Meyendorff spricht er sich bitter über die Rohheiten des damaligen Göttinger Studentenwesens aus: „In der Burschenwelt, heißt es, ist jetzt Alles Wüthen und Toben; Bannflüche waren über 5 Landsmannschaften gegenseitig ausgesprochen (solcher Unsinn ist nicht ungewöhnlich), und das alte Faustrecht war wieder hergestellt — bis man aus Cassel einen Mann, Johannes Müller, kommen ließ, der mit einem starken Wort alles endete, was der ganze akademische Senat nur immer mehr verdorben hatte.

Du kannst Dir leicht vorstellen, wie weit ich mich wegwünsche ... Warum wirfst Du mir es vor, daß ich Dich vor Allen liebe? Meine Schwester ist mir nicht lieber, als Du es bist, und es deuchte mir so schön, daß Du mir in meinen Jünglingsjahren mit gewichtigem Rath beistehen solltest, da sie mich als Knaben geleitet. Zürne nicht über meine weiten Reisepläne. Immer dachte ich mir das Leben am liebsten als eine Reise, und besonders schön, wenn man da sich selbst den Weg suchen müßte und ihn fände".

Bis Ostern 1808 verweilte Stackelberg in Göttingen, und begab sich darauf nach Dresden, um sich wieder eine Zeitlang ausschließlich den Kunststudien zu weihen. Dort scheint es ihm endlich gelungen zu sein, die Seinigen von dem, was ihm selbst wohl schon seit lange klar sein mochte, zu überzeugen: daß er nämlich für eine diplomatische Laufbahn durchaus nicht passe, daß er vielmehr für die Kunst allein geschaffen sei und nur auf diesem Wege seine Lebensbestimmung erreichen könne. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Dresden machte er sich in Gesellschaft des nachmaligen Professor Tölken in Berlin nach Rom auf, und zwar zu Fuß, um Land und Leute besser kennen zu lernen. In Rom bestand seine Hauptbeschäftigung zuerst in Studien nach Raphaels Frescogemälden, in Landschaftszeichnungen und in der Ausführung selbsterfundener Skizzen. Von Stackelbergs eigenen Gemälden ist den Seinigen nicht viel erhalten. Das meiste davon ist wohl, als nach seinem Tode sein künstlerischer Nachlaß in Dresden in öffentlicher Auction veräußert wurde, nach allen Himmelsgegenden verstreut worden. Gerhard hebt nach einem Briefe ihres gemeinschaftlichen Freundes Kestner besonders einen schönen Carton hervor, eine Madonna, der 2 Engel das Christkind entgegenbringen, in Stil und Behandlung der Formen mit Raphaelischen Reminiscenzen, doch von Erfindung ganz sein Eigenthum. — In Rom wurde nun aber bald Stackelbergs Interesse vorwiegend auf die antike Kunst hingelenkt, so daß er darüber die eigene künstlerische Production in den Hintergrund treten ließ und sich mit warmer Begeisterung endlich ausschließlich der Archäologie widmete, auch alsbald, da es ihm an den erforderlichen gründlichen Vorkenntnissen zu einem erfolgreichen Betreiben dieser Wissenschaft noch fehlte, sich mit ganzem Ernst und Eifer auf die dahin schlagendenden Studien legte.

Zwei Freunde Stackelbergs, die er in Rom kennen gelernt und mit denen er täglich verkehrte, der dänische Prof. Bröndsted und dessen Landsmann Koes, hatten sich schon lange bemüht, eine Reise nach Griechenland

zu wissenschaftlichen Zwecken zu ermöglichen, politische Hindernisse aber waren der Erfüllung ihrer Wünsche bisher entgegengetreten. Da kam eine Depesche des dänischen Gesandten aus Konstantinopel an mit der unerwarteten Nachricht, die türkische Regierung sei dem Unternehmen günstig gemacht, die Paschas der griechischen Provinzen seien von der bevorstehenden Ankunft dänischer Gelehrten benachrichtigt, man hätte Fermans und Pässe ausgefertigt und nach Korfu entgegengesandt; die größte Sicherheit und überall freundliche Aufnahme wurde versprochen. Bald schlossen sich der Architekt und Gallerieinspektor aus Nürnberg, Haller v. Hallerstein und der Landschaftsmaler Linckh aus Canstadt, ebenfalls Freunde Stackelbergs, der Expedition an, und diese gute Gesellschaft bewog auch Stackelberg selbst, seinem lange sehnsüchtig im Herzen genährten Wunsch, das classische Land der antiken Kunst durch eigenen Augenschein kennen zu lernen, Befriedigung zu geben. Den 13. Juni 1810 verließ die Gesellschaft, in deren gemeinschaftlichem Reisepaß Stackelberg als ein mecklenburgischer Historienmaler figurirte, Rom, mit dem Vorsatz, in 6—8 Monaten zurückzukehren. Die Reise nach Neapel mußte rasch zurückgelegt werden, man genoß nur, was der flüchtige Augenblick zu betrachten gestattete. Auch in Neapel verweilte man nur 14 Tage. Uebrigens fand Stackelberg seine Erwartungen von dieser Stadt, wie so viele Reisende, die von Rom dahin kommen, nicht bestätigt. Er schreibt darüber: „So viel ist mir auch aus dem kurzen Aufenthalt klar geworden, daß wer in Rom war, diese Stadt verstehen lernte und sich dort zum Künstler bildete, in Neapel die Befriedigung nicht finden kann, welche so viele Reisende rühmen und ich erwartete. Man sehnt sich von hier nur noch heißer nach Rom zurück und ist nur glücklich in Neapel, so lange der Rausch der Neuheit dauert. Rom ist die Stadt, die vor allen andern aus der traurigen Jetztzeit herausrückt und ein edleres Bewußtsein anregt; Neapel aber ist ein zweites Paris und Paris und Rom stehen in directem Gegensatze". Den 4. Juli verließen die Reisenden Neapel und fuhren mit demselben Vetturin, der sie dahin gebracht hatte, einem muntern bramarbasirenden ehemaligen Soldaten Napoleons, quer über den Apennin, durch eine öde, durch Räuberei verrufene Gegend, wo überall am Wege Pfähle standen, von denen die Köpfe hingerichteter Räuber sammt abgehauenen Armen und Beinen, von den Raben halb zerfleischt, herabgrinzten; dann längs der einförmigen Küste des adriatischen Meeres bis nach Otranto, von wo die Ueberfahrt nach Griechenland unternommen werden sollte. Hier mußten sie aber, aus

Furcht vor den Engländern, die an der Küste kreuzten, 10 Tage liegen bleiben, um das Vorübergehen der mondhellen Nächte abzuwarten. Mit einem Truppentransport, der heimlich nach Korfu gehen sollte, schifften sie sich endlich bei scharfem Winde in einer Barke ein. Das Fahrzeug war mit Soldaten angefüllt und nur zwei untüchtige Matrosen und ein Schiffsjunge zu seiner Lenkung vorhanden. Kaum eine Miglie vom Lande brach das Steuer; der Sturm bog die Barke auf die Seite und tauchte sie in die Fluth; die unerfahrenen Matrosen vermochten erst nach langer Arbeit das Segel einzuziehen; man sah sich jeden Augenblick in Gefahr von den Wellen begraben zu werden, rief um Hülfe, gab Nothzeichen; aber obgleich man die Gefahr deutlich vom Ufer sah und mehrere der zugleich abgesegelten Schiffe ihnen ganz nah vorbeifuhren, kam ihnen doch Niemand zu Hülfe. Endlich wurde die Barke mit Gekrach an eine Klippe geworfen. Man warf die Kleider ab und klammerte sich an den Mastbaum, um sich im Nothfall durch Schwimmen zu retten, während die Soldaten unten im Schiffsraum unthätig heulten und wehklagten; die schweren Beutel mit dem Reisegelde wurden in dem Augenblicke der höchsten Gefahr verächtlich aufs Verdeck geworfen. Eine Welle hob das Schiff wieder, welches nun dem Zuge der Brandung folgend, bald hierher, bald dorthin getrieben wurde, bis es endlich auf einer flachen Stelle des Ufers in der Nähe der Stadt sitzen blieb. Jetzt erst kam ein Kahn aus der Stadt den Schiffbrüchigen zu Hilfe, und so gelangten sie denn in dem traurigsten Zustande nach Otranto zurück, das sie wenige Stunden vorher mit den schönsten Hoffnungen einer griechischen Reise verlassen hatten. Durch diesen mißglückten Versuch wurden die Reisenden so entmuthigt, daß sie schon Willens waren, nach Rom umzukehren. Nur Bröndsted beharrte fast auf seinem Vorsatz und die Uebrigen, nachdem der erste Schreck des Schiffbruchs verschwunden war, entschlossen sich am Ende doch ihn weiter zu begleiten.

So schiffte man sich denn nach 2 Tagen auf einer griechischen Barke, die mit Knoblauch beladen und mit freundlichen und erfahrenern Leuten bemannt war, zum zweiten Mal nach Korfu ein. Seekrank, von zwei englischen Fregatten und einem tunesischen Seeräuber geängstigt und von einem nächtlichen Sturm bedrängt, flüchteten sie in der ersten Nacht an die Insel Fano, wo sie bei dem französischen Commandanten freundliche Aufnahme fanden. Am andern Morgen die Insel durchwandernd, stießen sie auf einen Trupp Albanesen, die eben beschäftigt waren, ein Lamm auf homerische Weise zuzubereiten. Es wurde, nachdem man das Fell abgezogen,

an eine von der Rinde entblößte Stange gesteckt und so unzerlegt gebraten. Die Wanderer kauften und verzehrten mit Behagen ein Stück des saftigen Fleisches. Noch eine Nacht brachten sie wegen conträren Windes auf Fano zu und setzten dann ihre Reise nach Korfu fort, wo sie den 28. Juli ihren Fuß zuerst auf griechischen Boden setzten. „Sogleich nahm uns, schreibt Stackelberg, ein türkischer Quarantainebeamter in Empfang und führte uns ins Haus. Nach einigen Minuten erschienen ein Paar Herren mit Brillen auf der Nase und forderten, sich in gemessener Entfernung von uns haltend, unsere Papiere. Mit einer langen Zange nahmen sie unsere Papiere in Empfang und hielten sie über ein Kohlenbecken, bis sie bräunlich aussahen, und so gebraten konnten sie die Herren mit den Brillen erst genießen. Als man fand, daß wir aus Italien kämen, wurden wir sogleich in Freiheit gesetzt. Wie sehr interessirte es uns, die Befehle an den Wänden hier alle in griechischer Sprache zu lesen. Während unsere dänischen Gefährten ihre Geschäfte mit den Empfehlungsbriefen begannen, eilten wir Künstler aus den Thoren der Stadt, um das herrliche Land zu beschauen, dessen erster Anblick sogleich eine reichliche Ernte für die Sammlung unsrer Handzeichnungen versprach. Auf allen Seiten zieht sich ein majestätisches Gebirge um die Insel, zwischendurch erblickt man den Spiegel des Meeres in der Ferne, und Hügel voll immergrüner Olivenwälder bilden dicht um den Beschauer den reizendsten Vordergrund." In Korfu erhielten die Reisenden übrigens sogleich die niederschlagende Kunde, daß weder Fermans noch Empfehlungen an die griechischen Paschas für sie aus Konstantinopel angekommen und daß sie in ihren Erwartungen, unter besonders günstigen Umständen sicher und bequem die Reise durch Griechenland zu machen, vollständig getäuscht seien. Ihnen blieb also nichts übrig, als entweder die Reise ganz aufzugeben und nach Italien zurückzukehren, oder wie alle andern Reisenden sich tausend Gefahren auf den unsichern Wegen auszusetzen. Sie wählten das Letztere, um wenigstens durch den Besuch von Athen ihre Sehnsucht einigermaßen zu befriedigen. Indessen wurden sie von dem französischen Commandeur mit großer Achtung und Zuvorkommenheit behandelt, und diesem Beispiel folgten alsbald fast alle angesehene Häuser der Insel, so daß eine Einladung die andere, ein Gastmahl das andere drängte. Dabei ließen sie die ersten Eindrücke griechischen Wesens mit Behagen auf sich wirken. Stackelberg interessirten besonders die muntern Sulioten, die ihre republikanische Verfassung 12 Jahre lang mit der größten Tapferkeit gegen den berüchtigten Ali

Pascha von Janina behauptet hatten und dann, von ihm besiegt, zum Theil nach Korfu geflüchtet waren, wo sie unter den französischen Truppen Kriegsdienste genommen hatten. Gleichzeitig aber machten die Reisenden auch schon manche unangenehme Erfahrungen von den Reizen griechischer Gastfreundschaft und, besonders bei den Verhandlungen wegen ihrer Ueberfahrt nach dem Festlande, von der Betrügerei und Wortbrüchigkeit der modernen Griechen, deren Unzuverlässigkeit, ebenso wie im Alterthum die berüchtigte Punica fides, in damaliger Zeit sprichwörtlich geworden war.

Leider konnte Stackelberg von dem sonst sehr angenehmen Aufenthalt in Korfu nur wenig genießen, denn schon 2 Tage nach seiner Ankunft befiel ihn ein heftiges Fieber, an dem er 14 Tage darniederlag. Nach einem 4-wöchentlichen Aufenthalt auf der Insel traten sie den 25. August 1810 ihre Reise nach dem Festlande an. „Alle unsere Schutzmittel, schreibt Stackelberg, für die Reise durch Griechenland bestanden in Pässen von dem dänischen Consul in Korfu, in einem Paar Pistolen, einem Säbel und Hirschfänger, und einigen Empfehlungsbriefen von Franzosen aus Korfu. Wir waren aber überzeugt, daß wir auch ohne diese Sicherheitsmittel reisen könnten. Nach Pässen wird man in Griechenland nicht gefragt, die Empfehlungen führen nur, wie wir schon erfahren haben, in die Hände von Leuten, die einen desto ärger betrügen und ausziehen, und jene Waffen sind wohl auch nicht geschmiedet, um ein Echo in den Felsen von Griechenland zu erwecken. So traten wir nun unsre gefährliche Reise mit einer Freudigkeit und Zuversicht an, die nichts Anderes sein konnte, als die magische Wirkung der schönen Umgebungen und des classischen Bodens." Fortwährend von englischen Kriegsschiffen geängstigt, landete die Barke, mit der sie sich nach Patras eingeschifft hatten, in Prevesa. Der Schiffer, der wohl wußte, daß ihre Papiere von französischen Autoritäten unterschrieben waren, und stets fürchtete, von englischen Schiffen angehalten und ihretwegen in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden, suchte sich seiner Passagiere auf alle Weise zu entledigen. Nach langen Berathungen mußten sie sich endlich entschließen, ihre Reise von Prevesa zunächst zu Lande fortzusetzen. In Patras nahm Stackelberg seinen griechischen Diener Dmitri, einen armen Waisenknaben aus Missolunghi, an, der ihn seitdem auf seiner ganzen griechischen Reise, und auch hernach noch in die Heimath begleitete und ihm sein ganzes Leben lang mit der größten Treue und Anhänglichkeit ergeben blieb. Die Reise ging übrigens sehr langsam von statten, hauptsächlich durch Stackelbergs Krankheit verzögert, der nur mit

kurzen Unterbrechungen fast beständig von heftigen Fieberschauern geschüttelt ward. Er war so angegriffen, daß bei der Einschiffung in Patras nach Korinth, Koes und die andern Gefährten abwechselnd ihn den langen Weg bis zur Barke fast tragen mußten. Dabei hatten sie von beständigen Betrügereien und Unverschämtheiten der Griechen zu leiden. „Jedermann rieth uns, schreibt Stackelberg in seinem Tagebuche, gegen die böswilligen Griechen tüchtig den Stock zu gebrauchen, ein Verfahren, das wir für ebenso gefährlich als unwürdig hielten, dessen Wirkung aber leider bei dem unterdrückten Volke nur zu augenfällig war. Schon in Patras hatten wir Gelegenheit uns davon zu überzeugen, als unsere Effecten in das Haus des Consuls, der uns seine Wohnung angeboten hatte, geschafft werden sollten. Ein Janitschar, der die Sorge für unser Gepäck übernommen hatte, sprach mit den dienenden Griechen auf gar keine andere Weise als durch den Stock, und diese gehorchten mit wahrhaft hündischer Furcht, ohne daß sich hierbei auch nur ein Schimmer von besserm Gefühl gezeigt hätte. Wahrlich, ein schmerzlicher, empörender Anblick, an den sich der Reisende lange nicht gewöhnen kann: die tiefgefallenen Nachkommen so herrlicher Vorfahren auf ihrem eigenen väterlichen Erbtheil so mit Füßen getreten zu sehen. Diese Wahrnehmung verbittert Jedem, der mit der lebhaftesten Theilnahme diese Gegenden besucht, den Aufenthalt daselbst, begleitet ihn bei jedem Schritt und verläßt ihn sogar in der Ferne nicht, wenn er, in sein civilisirtes Vaterland heimgekehrt, sich in Erinnerungen an die schöne Vergangenheit ergehen will."

Als sich die Reisenden Korinth näherten, verließ Stackelberg das Fieber, und er konnte sich ungestört dem Eindrucke hingeben, den der Meerbusen von Korinth, einer der schönsten der Welt, auf ihn machte. Hören wir seine eigene beredte Schilderung von diesem Eindrucke: „Als wir den krissäischen Meerbusen verlassen, öffnete sich das weite Panorama des korinthischen Busens unsern Blicken. Gegen Westen zogen sich vom Parnassus die blauen Gebirge von Phocis, rückwärts sich verjüngend, in die Ferne. Zur Rechten und vor uns gen Südost erhob sich der Peloponnes mit den dunkeln Spitzen des Gebirges von Sicyon, kühn und wunderbar geformt. Das niedere Ufer trat schroff und schwarz ins Meer, denn schon wurde es nicht mehr von der hinter uns sinkenden Sonne beleuchtet, die mit ihren letzten Strahlen nur noch vor uns den Felsen von Akrokorinth vergoldete. Dieser tritt, von dieser Seite gesehen, unter den Bergen von Sicyon und Nemea majestätisch hervor und senkt sich mit den

Umgebungen seines Fußes sanft zum Isthmus herab, welcher sich nördlich wieder unmerklich erhebt, bis das Vorgebirge Olmiae als isolirte Masse gewaltig hervortritt und von dem Becken des korinthischen Meerbusens den halcyonischen trennt, der sich tief hinein in das Land zu verlieren scheint. Nördlich erhebt sich der Helikon, von dem sich ein hoher langgestreckter Felsrücken bis an den Fuß des Parnassus gegen Westen hinzieht, welcher als der höchste über alle seine gigantischen Brüder hinwegblickt und so das erhabene Rundgemälde schließt. Die Beleuchtung der Abendsonne gab den Bergen und Küsten, die sich hinter einander erhoben, die wunderbarste Schattirung von unendlich verschiedenen Tinten, was eine bezaubernde Wirkung hervorbrachte." Am 12. September landeten die Reisenden in Korinth und stiegen in einem Chan (Herberge) ab. Während Bröndsted und Koes schon am zweiten Abend nach Athen abreisten, fühlten die Uebrigen sich durch die schöne Lage von Korinth so angezogen, daß sie sich vornahmen dort einige Zeit zu verweilen, fleißig zu zeichnen und alle Merkwürdigkeiten dieser Stadt sogleich in Augenschein zu nehmen. Ihre dortige Lebensweise beschreibt Stackelberg folgendermaßen: „Morgens standen wir mit Sonnenaufgang auf, wenn der Wächter vom Thurm, der unserm Fenster gegenüber lag, mit heiserer Stimme nach allen vier Weltgegenden rief: Gott ist Gott! Kein Anderer ist Gott! Mahomed ist sein Prophet! Das ist zugleich das Zeichen, daß die Kaffeehäuser geöffnet werden. In eins derselben begaben wir uns sodann. Ein solches Kaffeehäuschen ist nur zum Türkisch-Sitzen oder Liegen eingerichtet: ein schmaler Gang führt zum Feuerheerd in der Mitte des Raumes; an 3 Seiten gelangt man auf schmalen Treppen zu einem mit Schilfmatten belegten erhöhten Boden, der durch Geländer von Latten, mit kleinen Bronzeknöpfen verziert, in kleine Logen abgetheilt ist, worin man kaum aufrecht stehen kann, da sie nur zum Liegen, Trinken und Rauchen eingerichtet sind. Der Eingang der Kaffeehäuser gewährt meist eine freie Aussicht auf die Straße, das Feld und die Gebirge; ein weit vorspringendes Dach auf Pfählen deckt das kleine Gebäude. Ernst und gravitätisch sitzen die Türken hier tagelang mit untergeschlagenen Beinen, an den Wänden gereiht, und beschäftigen sich mit Tabackrauchen und Kaffeetrinken; selten reden sie einige Worte oder beschäftigen sich mit dem Dambrett; Schachspieler sah ich nicht. Nach dem Kaffee zerstreuten wir uns auf Hügel und Felder um zu zeichnen oder die Ueberreste des Alterthums zu durchforschen. Mittags trafen wir in unserm Chan zusammen und nahmen ein einfaches Mahl ein. Den Wein mischten wir nach

antiker Sitte, denn er wird hier ſtark mit Harz verſetzt, was ihm einen bittern Geſchmack giebt, ſo daß er nur mit Waſſer genießbar iſt. Nach der Sieſta ging ich wieder ins Freie und belauſchte die ſchöne Natur, ſolange die Sonne ſie noch mit Farbenpracht ſchmückte. Sobald der Nachtruf des Thurmwächters ertönt, verſchwindet das Volk von den Straßen, denn ſpäter muß man ſich mit Laternen verſehen. Um dieſe Zeit wurde es aber um ſo lebhafter in unſerm Chan. Beladene Eſel, Maulthiere und Pferde füllten den Hof, die Leute breiteten Decken aus, ſaßen zwiſchen ihren Thieren, aßen bei der Lampe oder ſangen von Ali Paſcha, Veli Paſcha und Sultan Selim, immer nur von ihren Tyrannen. Dieſe Lieder ſind kurz, werden aus voller Kehle geſchrieen und brechen oft plötzlich ab, wenn der Athem ausgeht, um dann wieder von vorn zu beginnen; meiſtens wird falſch und durch die Fiſtel geſungen, immer unisono. Zu ſchlafen war mir ſelten vergönnt, denn immer weckten mich die Klingeln der Mauleſel im Stalle unter unſerm Kämmerlein. Oft ſtand ich nachts auf, ging im hellen Mondſchein in der hübſchen Gallerie des Chans auf und ab, und betrachtete die Burg Akrokorinth, die groß und ſchauerlich, hoch über die Mauern unſers Hofes hereinragte. Dann kehrte ich wieder zu meinem Lager zurück mit dem Gefühl eines Kindes, das ſich nachts aus dem Bette ſchleicht und den Schrank öffnet, worin ihm ein liebes Geſchenk aufbewahrt wird." Uebrigens konnte man das Verlangen, alles aus alter und neuer Zeit Merkwürdige in Korinth und deſſen Umgebungen zu durchforſchen und zu zeichnen nicht ſelten nur unter großen Unbequemlichkeiten, ja nicht ohne Gefahr befriedigen. Die Erlaubniß einer Beſichtigung der Burg von Korinth wurde hartnäckig verweigert, obwohl der dort reſidirende türkiſche Bey, „ein ſchöner Greis mit langem weißem Bart und in einen himmelblauen Talar maleriſch gekleidet", an den die Reiſenden von dem Conſul aus Patras ein Empfehlungsſchreiben überbrachten, ſie mit großer Artigkeit empfing und mit Kaffee und Pfeifen bewirthete. Zeichnen konnten ſie faſt nur an einem verſteckten Platze. Dennoch wurden ſie nicht ſelten dabei von den Türken überraſcht, die ſie dann mit Schimpfreden verfolgten und ihre Verachtung gegen ſie auf alle Weiſe äußerten; am unerträglichſten dabei waren die Mohrenſclavinnen, deren es eine zahlreiche Menge in Korinth gab; ſie ſchimpften entſetzlich, hetzten die Kinder auf die Fremden und kamen dann wieder lächelnd und liebäugelnd näher. Haller konnte zuletzt faſt nicht mehr hinausgehen, er wurde mit Koth und Steinen geworfen und kam jeden Abend mit einem Gefolge von Gaſſenbuben nach

Hause. Als sie eines Tages auf einer Anhöhe ein in den Felsen gehauenes antikes Grabmal untersuchten, wurden sie alsbald durch Weibergeschrei und die Drohungen eines Türken verjagt; erst da bemerkten sie, daß man von der Anhöhe in den Hof seiner Weiber hineinblicken konnte, welche zu sehen als Sünde und zugleich als Schmach gilt. Stackelberg erhielt einmal, an einer einsamen Stelle zeichnend, einen Besuch von neugierigen türkischen Frauen. Sie entschleierten sich und baten freundlich um die Erlaubniß, seine Zeichnungen zu besehen; eine von ihnen, die durch Gefangenschaft aus Italien nach Griechenland gekommen war, sprach gebrochen italienisch; das Glück eines solchen Besuches war aber in Korinth gefährlich, wenn zufällig Männer Augenzeugen desselben geworden wären; Stackelberg suchte sich also von den Weibern so rasch als möglich loszumachen und war, wie er sagt, zum erstenmal in seinem Leben froh, schönen Frauen zu entfliehen. Denn in diesem Lande, wo sonst der Aphroditecult besonders blühte, wo überall Hetären, die Priesterinnen der Göttin, umherschwärmten, und eine Lais von ganz Griechenland bewundert und verehrt wurde, verwelkten jetzt traurig die Weiber in einsamen Harems und durften sich nur, in weite Kleider und dichte Schleier vermummt, mit einer schwarzen Flormaske vor dem Gesicht, öffentlich sehen lassen.

Nach 10-tägigem Aufenthalt zu Korinth, während dessen die ganze Gegend genügend erforscht und gezeichnet war, gingen die Reisenden quer über den Isthmus nach dem Hafen von Kechries (dem alten Kenchreae) hinab, um sich nach Athen einzuschiffen; dort wurden sie, aus Mangel einer sichern Schiffsgelegenheit noch mehrere Tage aufgehalten, die Stackelberg mit der Lectüre des Pausanias und dem Schreiben seines Tagebuches zubrachte. Am 25. September segelten sie in einer Barke, obwohl mit wenig günstigem Winde ab, mußten aber bei Einbruch der Nacht, weil ein Sturm drohte, wieder landen. Es wurde im Freien ein Feuer angezündet, eine mitgenommene Ziege geschlachtet, in Meerwasser getaucht (welches dort so salzig ist, daß nach dem Baden die Haare oft ganz weißbepudert aussehen), an einem Lorberpfahle ohne weitere Zubereitung, doch höchst schmackhaft, gebraten und mit Heißhunger verzehrt. Noch vor Tagesanbruch schiffte man bei Sternenlicht weiter. Auch in Aegina und Salamis wurde wieder gelandet, doch konnten die Inseln nur flüchtig durchstreift werden, weil man nach Athen eilte. Endlich am Morgen des 28. September lief man in den Hafen des Piraeus ein. Mit einem Zug Maulesel, die mit Feigen beladen waren, traten unsere Wanderer den Weg

nach Athen an. Stackelberg ſchreibt über dieſen erſten Einzug in Athen in ſein Tagebuch: „das ganze Feld war mit Winzern bedeckt, die in großen Körben auf Mauleſeln ihre geernteten Trauben nach Hauſe führten. Geſänge ertönten nach griechiſcher Weiſe mit Pfeifen und Trommeln. Die Muſik, die ein nördliches Liedchen ſpielte, kam von einer antiken Säule, wo ein junger Grieche mitten auf der Heerſtraße, umgeben von den mit Trauben beladenen Eſeln ſaß, der eine Art Clarinette blies, während ein anderer neben ihm eifrig die türkiſche Trommel ſchlug. Wer an die Säule kam, hielt eine Weile ſtill, nahm Trauben von ſeiner Ernte und ſchenkte ſie dem Tonkünſtler, der neben ſich einen großen Traubenkorb ſtehen hatte. Ich hatte mich bei dem Muſiker eine Weile aufgehalten und eilte nun unſerer Karavane nach. Auf einer kleinen Anhöhe holte ich ſie ein, und vor mir lag nun das ganze himmliſche Athen, von der Abendſonne beleuchtet. Sanft ſchwingt ſich die Maſſe der Stadt zur Akropolis hinauf, die gewaltig auf dem Felſen ſteht; das Parthenon und die Propyläen glänzten wie vergoldet in der Abendſonne. Zur linken der Burg ſtreckt ſich der Hymettus weit über das Thal, zur Rechten erhebt ſich der Areopagus, das Muſeion, die Pnyx mit der Rednerbühne; dann erſcheint das Meer; links im Vordergrunde der Lykabettus. Das Herz klopfte mir vor heiligem Entzücken, als ich durch das neue Thor der Stadt ging und ihren claſſiſchen Boden mit den Füßen berührte.“ Nothdürftig richteten ſich nun Stackelberg und ſeine Gefährten in ihrer vorläufigen Wohnung ein; und noch an demſelben Abend trieb ſie's hinaus auf eine Anhöhe, um von all dem Schönen, das ſie nun hier genießen ſollten, einen vorläufigen Ueberblick zu gewinnen. Sie erkletterten ſogleich, ohne ihre ermüdeten Glieder zu ſchonen, den hohen Anchesmus, eine Fortſetzung des Lykabettus, der ſich gegenüber der Burg erhebt. Aber kaum hatten ſie den Gipfel erreicht, als Stackelberg von einem fieberhaften Zittern des ganzen Körpers befallen wurde. Man ging ſogleich zur Stadt zurück, aber von dieſem Augenblick an ſchlich ſich ein gefährliches typhöſes Fieber in ſeine Glieder. Er fühlte ſich bald ſo matt, daß er nicht mehr gehen konnte und das Bett hüten mußte. Die Krankheit nahm einen immer gefährlichern Charakter an; wochenlang lag er bewußtlos da, doch ohne Schmerzen und Beängſtigungen und nur mit heitern Phantaſien beſchäftigt. Ein geſchickter engliſcher Arzt behandelte ihn, und ſeine Gefährten ſowie ſeine Hausgenoſſen, beſonders das ſchöne Weib ſeines griechiſchen Hauswirths pflegten ihn mit liebevoller Sorgfalt. Endlich erwachte er wieder zu Leben und Bewußt-

sein; die Sterne schienen auf sein Lager durch die offene Gallerie des Zimmers; Haller, der grade bei ihm wachte, sah ihn erschrocken und besorgt an und verbot ihm zu sprechen. Seitdem ging es rasch und sicher zur Genesung, aber länger als 2 Monate dauerte es, bis er wieder zum völligen Gebrauch seiner Kräfte gelangte, die ersehnte Durchforschung Athens und seiner Umgebungen beginnen und das neue und eigenthümliche Leben dieser Stadt kennen lernen konnte.

In Athen trafen unsere Reisenden zunächst mit dem liebenswürdigen englischen Architekten Cockerell und dessen tüchtig gebildetem Landsmann Foster zusammen, die seitdem treue Genossen aller ihrer Untersuchungen und Genüsse wurden. Auch der französische Viceconsul Fauvel, übrigens nach Stackelbergs Urtheil ein Mann von wenig Kenntnissen und großen Prätensionen, an den die Reisenden besonders empfohlen waren, hielt sich zu ihnen und erwies ihnen manche Gefälligkeit; ebenso Gropius, englischer Consul in Trikieri, aber oft in Athen anwesend, ein tüchtiger Mann und alsbald Stackelberg und seinen Genossen eng befreundet. Außer dieser Gesellschaft wissenschaftlicher Freunde fanden die Reisenden in Athen selbst eine zweite, halb fränkische halb griechische, welche besonders aus den Franzosen, die dort geboren oder verheirathet waren, bestand. Diese strebte es in Allem den Franken nachzuthun, obwohl das Wort Frank eine Art Schimpfwort war, statt dessen man sich gegen Fremde, welcher Nation sie auch angehören mochten, stets der ehrenden Anrede Mylord zu bedienen pflegte. „Es wird da viel getanzt (schreibt Stackelberg) man muß sich aber an die griechische Tanzmusik gewöhnen, um sie zu ertragen. Die Violinen der Neugriechen haben 6 Saiten (durch 2 Drathsaiten vermehrt) und einen schneidenden Klang; für falsche Töne scheint man gar kein Gehör zu haben; sie werden vielmehr als Bravour angesehen und von Allen wiederholt. Das Tambourin ist ein nothwendiger Bestandtheil jeder Musik. Auf den athenischen Bällen sieht man Herren und Diener gemischt und vertraut mit einander tanzen, dies verhindert jedoch nicht, daß am folgenden Tage die Diener für den geringsten Fehler Prügel bekommen. Die Athenienserinnen sind im Hause höchst ungenirt. Treten sie aber auf die Straße, so verschleiern sie sich dicht, und keine wagt es auf der Straße neben einem Manne zu gehen. Auch gesungen wird von den Frauen in der Gesellschaft, aber der Gesang ist ebenso falsch wie die Instrumentalmusik. Sie wissen der Stimme etwas Bebendes zu geben, und das macht besonders die schwermüthigen Gesänge sehr rührend; in Ruhepunkten

machen ſie eine Art Triller, den ſie lang aushalten, doch iſt das auch mehr jenes Beben der Stimme; viele Lieder ſind durchaus ohne Takt; ſie tragen den Charakter der Schwermuth oder der Raſerei; ein gemüthlich luſtiges Liedchen oder Tänzchen, wie z. B. die Tyroler, kennen ſie nicht. Auch hier keine Idee von Harmonie, alle ſingen unisono". Nun machte ſich Stackelberg auch an eine Durchforſchung der Umgegend und an die Aufnahme des Sehenswertheſten in ſein Skizzenbuch. „Die Gegend von Athen (leſen wir in ſeinem Tagebuche) trägt das Gepräge ſeiner Kunſtwerke, ſtille einfache Größe. Man ſieht in den Gebirgslinien keinen ſchroffen Abſturz, nichs was frappirte oder Staunen erregte; Alles iſt auf das Sanfteſte abgewogen; recht was man ſonſt attiſch nennt, iſt auch in Athens Natur zu finden. Wer zuerſt nach Athen kommt, wird daher gar nicht durch deſſen Umgegend betroffen. Wie die großen Wälder und Waldungen am Cephiſſus, laſſen auch die ſanften Linien der Berge den Eindruck der Ruhe zurück, die in ihnen herrſcht. Erſt nach einiger Zeit des Aufenthalts fühlt man ſich mit dieſer Größe und Ruhe vertraut und hinlänglich zu ihr erhoben um ſie zu verſtehn: dann erſt ſteigen die Berge kühner auf, die Felder dehnen ſich aus und das Meer ſtrahlt glänzender daneben. Es bleibt ein Gefühl zurück wie bei dem Gedanken an die Thäler der Kindheit und des Vaterlandes, als hätte man dies Land ſchon vor dieſem Leben geſehen. Vom günſtigſten Punkte, dem Pnyxhügel aus, habe ich ein Panorama Athens gezeichnet. Ich kam auf den Gedanken dazu, indem ich eine Anſicht mir erwählt hatte, die ein ſchönes Bild gab; was daran gränzte, fand ich aber auch ſehr ſchön, und ſo zeichnete ich fort, bis ich rings herumgekommen war und das Panorama, ohne es anfangs beabſichtigt zu haben, bereits vollendet hatte". Unter den Ueberreſten aus dem Alterthum machte auf Stackelberg der Theſeustempel den erhabenſten Eindruck. Er läßt ſich darüber in ſeinem Tagebuche folgendermaßen aus: „Das Theſeion iſt das ſchönſte erhaltene Werk der alten Baukunſt. Die Säulen von weißem penteliſchen Marmor, ſind jetzt durch die Einwirkung der Zeit und der Elemente vom reinſten Goldgelb, vielleicht ſchöner als ſie urſprünglich die Alten ſahen. Dieſe ſchöne Farbe wird unglaublich erhöht durch die dürre Thonfarbe der großen Felder um Athen, durch die reine Luft und das herrliche Blau der Gebirge. Daher iſt die Gegend maleriſcher in der Winterzeit als im Frühling, wo jene Felder in vollem Grün prangen. Der Theſeustempel iſt jetzt zum Begräbniß der Häretiker beſtimmt, welche die Griechen gerade durch dieſe Geringſchätzung, die ſie

ihnen beweisen wollen, am meisten ehren. Vor einigen Monaten wurde hier ein Engländer beerdigt; auch mir wäre an diesem Platze eine Grabstätte bereitet worden, wenn mich das Fieber hingerafft hätte; es ist das prächtigste Mausoleum. Am dritten Osterfeiertage ist es Sitte, auf dem Felde in der Nähe des Theseustempels sich vormittags zum Tanze zu versammeln; zwischen den Säulen sitzen dann die Türken auf Polstern und sehen den Tanzenden zu; fast die ganze Stadt kommt dann hier zusammen".

Auch in Athen fanden die Reisenden manche Schwierigkeiten bei der Besichtigung der antiken Merkwürdigkeiten. Auf die Akropolis zu kommen, kostete ihnen z. B. große Mühe, bis sie die List brauchten, dem Disdar, Commandanten der Akropolis, zu drohen, daß sie ihn in Constantinopel verklagen würden, was vortreffliche Wirkung that. Bis zum Neujahrstage dehnte sich dieser erste Aufenthalt Stackelbergs in Athen aus. Nachdem sie das neue Jahr bei Cockerell in froher Gesellschaft begrüßt hatten, setzte sich Stackelberg mit Bröndsted und Koes noch in derselben Nacht aufs Pferd, um Böotien zu durchwandern und dann weiter nach Constantinopel und Kleinasien zu reisen. In den ersten Tagen des Januar 1811 wurde die Gegend von Eleusis durchforscht; es waren warme Tage wie im nordischen Frühlinge; die Felder wurden eben wieder gepflügt; Anemonen bedeckten die Flur. In dem Woiwoden von Theben, obgleich derselbe gegen die Reisenden überaus höflich war, ihren Ferman nicht einmal sehen wollte und Alles, was sie wünschten, sogleich bewilligte, lernten sie einen jener grausamen kleinen türkischen Tyrannen kennen, die das Land terrorisirten. Sie suchten einen Führer durch die Gegend, aber Niemand wollte auch für Geld ohne des Woiwoden Erlaubniß sich dazu verstehn; Koes, der sich mit Untersuchungen über die Musik der Orientalen beschäftigte, wünschte einige Gesänge zu hören, um sie sich aufzuschreiben, aber die Sänger wagten es nicht, Musik oder Töne der Freude hören zu lassen; die Griechen vermieden es überhaupt, sich ihm zu zeigen, aus Furcht beraubt zu werden. In Livadia, wo sie vier Tage blieben, lernten sie die ersten Griechen kennen, vor denen sie einige Achtung hegen konnten. Diese Leute hatten hellenisch und lateinisch gelernt und zeigten nationales Selbstbewußtsein und Empfindung für den Druck und die Schmach des türkischen Joches. Längere Zeit weilten die Reisenden, mit antiquarischen Untersuchungen beschäftigt, in der Gegend von Delphi. Stackelberg schreibt hier in sein Tagebuch: „Es ist kalt und unfreundlich; draußen stürmt es gewaltig; die Wolken jagen am Vollmond vorüber; in

der Ferne wogt das Meer; das Geläute der Heerden zittert bang durch die Luft. Allmälig legt sich der Sturm; es wird heller; hier ein Fels und dort eine Wiese wird vergoldet; die mit Schnee bedeckten Berge des Peloponnes ragen aus den Wolken hervor, die sich über das Meer ausbreiten und erglühen. Die Sonne steigt in glänzender Pracht empor und beleuchtet das Thal des Parnassus; es wird warm trotz der Winterzeit; immergrüne Bäume bedecken das aufblühende Thal; Adler schweben langsam in großen Kreisen um die mächtigen Felshörner; ein friedliches Leben regt sich auf den Bergen und im Thal; die castalische Quelle sprudelt in klaren Wellen aus dem Felsen; amphitheatralisch erheben sich die Fundamente der Stadt über die Tiefe. Delphi ist zerstört, aber die Götter haben Delphi nicht verlassen".

Den 18. Januar kamen die Reisenden in Talanta an, wurden von dem griechischen Erzbischof in seiner Wohnung gastlich aufgenommen und schliefen nach langer Zeit wieder einmal in ordentlichen Betten. Stackelberg mußte den Erzbischof im schwarzen Ornat mit schwarzem Schleier, mit Mantel und Stab porträtiren, was die Griechen sich sogleich erbitten, wenn Maler zu ihnen kommen, die Türken aber höchst ungern gewähren. In Trikieri empfing Gropius, der dort englischer Consul war, sie mit offenen Armen. Mangel an Schiffsgelegenheit und hernach conträrer Wind, hielten sie 14 Tage daselbst auf. Endlich schifften sie sich am 10. Februar nach Constantinopel ein und befanden sich schon den 15. an den Schlössern der Dardanellen. Hinter ihnen schlossen sich die Ufer zweier Welttheile; die Flaggen wurden zum Salutiren aufgezogen und im Vorbeisegeln rief man ihnen Glückwünsche von beiden Welttheilen zu. Im Marmora-Meere mußten sie wieder mehrere Tage vor einem Sturm sich auf einer der kleinen Inseln bergen. Endlich in der Nacht des 26. Februar sahen sie das majestätische Constantinopel vor sich und legten sich am folgenden Tage in der Nähe des Serails vor Anker. Sie mietheten eins der schlanken bunt bemalten und vergoldeten Kähnchen, von denen der Kanal wimmelte und die sich mit italienischer Beweglichkeit um sie her drängten, luden ihr Gepäck ein und verließen das Schiff um nach der Vorstadt Pera zu fahren, wo sie im englischen Gasthause sich wieder wie in der Heimath fühlten. Es war am 27. Februar 1811 gegen Mittag. Auch in Constantinopel wurde Stackelberg wieder gleich nach seiner Ankunft von einem Fieberanfall, der indeß rascher vorüberging, heimgesucht. Er beeilte sich sodann, die Eindrücke der mächtigen und dabei reizend ge-

legenen Stadt, zugleich des glänzendsten Mittelpunktes orientalischen Lebens, in sich aufzunehmen. Der Gesellschaftston in Pera wurde Stackelberg alsbald unerträglich und er suchte demselben oft durch Ausflüge in die reizenden Umgebungen der Stadt, zumal auf der asiatischen Seite, zu entfliehen. Er äußert sich hierüber in seinem Tagebuche folgendermaßen: „Durch das Beisammenwohnen so vieler fremden Minister in Pera ist daselbst ein ganz eigenthümlicher, unausstehlicher Gesellschaftston entstanden. Jeder hütet sich seine politische Meinung frei auszusprechen, und doch sind politische Gespräche so sehr beliebt. Wie alte Klatschweiber bemühen sich die Peraner das Unbedeutendste zu erforschen und tragen dann alles eifrig herum. Wenn die Staaten in Krieg sind, sind es die Minister und alle Privatleute, die unter ihrer Protection stehen, auch. Bei dem Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England entzweiten sich die Gesandten beider Höfe, deren Häuser aufs innigste verbunden waren, moquirten sich über einander und sahen sich nie, bis der Friede geschlossen wurde, da erst kehrte die alte Freundschaft wieder zurück. Wir ließen uns übrigens durch diplomatische Rücksichten nicht schrecken, suchten sogleich die uns von Griechenland her bekannt gewordenen Engländer auf und kehrten uns nicht an das Nasenrümpfen des französischen Chargé d'affaires. Besuche über Besuche bei allen Gesandten der Reihe nach wurden abgestattet, Einladungen folgten auf Einladungen, und leere Unterredungen raubten uns viele schöne Stunden unseres Aufenthalts; mein Kopf wurde mir ganz wüst von den ewigen Phrasen: j'ai l'honneur, je suis ravi, avez-vous vu le canal, c'est magnifique etc. Dazu kommen die neidischen Bemerkungen, die steten Moquerien des Einen über den Andern; kurz, dieser Zustand wurde ganz unerträglich". — Eine interessante Ausnahme unter der Peranischen Bevölkerung machte der schwedische Gesandte, Chevalier de Palin, ein leidenschaftlicher Antiquar und gelehrter Hieroglyphenerklärer, der mit den übrigen fremden Gesandten gar nicht verkehrte, weil er behauptete, daß man mit diesen Leuten nicht eine Stunde leben könne. Stackelberg, der diese Bekanntschaft natürlich besonders cultivirte, fand ihn in der Regel in seiner Studirstube; auf seinem Tische und in den Ecken des Zimmers standen ägyptische Statuen mit Hieroglyphen, und in Schränken befand sich ein ganzer Schatz ägyptischer Alterthümer, besonders merkwürdige geschnittene Steine, unter denen mehrere von vortrefflicher griechischer Arbeit; auch besaß er eine reiche Münzsammlung, legte aber nur auf solche Münzen Werth, an denen sich hieroglyphi-

ſche Inſchriften fanden, und war gleich bereit gegen eine neue dieſer Art eine der ſeinigen von dem höchſten Kunſtwerth wegzugeben. Er fand ſowohl in der Idee als in der Verſinnlichung der griechiſchen Götter das Symbol der ägyptiſchen wieder. Vergeblich bemühte ſich aber Stackelberg eine vollſtändige Erläuterung ſeines Syſtems aus ihm herauszulocken. Er hatte durch ſeine Entdeckungen einen ſolchen Reichthum von Combinationen erlangt und ſeine Gedanken drängten ſich ſo raſch, daß man nur einzelne Andeutungen darüber von ihm im Fluge erhaſchen konnte. Er glich einem hüpfenden Botaniker in einem Garten voll ſeltſamer Pflanzen, die Verknüpfung ſeiner Ideen bekam ſelbſt etwas Hieroglyphiſches. — Zu den neuen Bekanntſchaften Stackelbergs in Conſtantinopel gehörte auch der italieniſche tüchtige Muſiker und Componiſt Belloli, ein ſtets heiterer und froher Mann und begeiſterter Verehrer der deutſchen Muſik. Stackelberg muſicirte oft mit ihm und bedauerte ihn, daß er in Pera, wo ihn niemand verſtände und ſeine Compoſitionen ohne eine Spur von Gefühl angehört würden, ſeine Zeit verſchleudern müſſe. „Ich merke es hier oft, ſchreibt er, was das für eine verdammte Lage iſt, vor Perſonen, die nichts fühlen, ſich ans Clavier zu ſetzen, um die zarteſten Empfindungen ſeines Herzens auszudrücken. Man muß Belloli's Grimaſſen ſehen, wenn er die zärtlichen Arien aus den italieniſchen Opern mit einem der kalten gnädigen Fräulein ſingt! Auch ich weiche jeder Gelegenheit, in den hieſigen Geſellſchaften Muſik zu machen, aus: aber es gelingt nicht immer, weil wir in dem unmuſikaliſchen Orte wie ſeltene Vögel verfolgt werden".

Wenn Stackelberg ſo an dem üblichen Geſellſchaftstone wenig Befriedigung fand, ſo ſpricht er dagegen oft ſein Entzücken über die Schönheit der Stadt und über die mannigfaltigen neuen Eindrücke des daſelbſt herrſchenden Treibens aus: „Um von Pera nach Conſtantinopel hinüberzukommen (ſchreibt er in ſein Tagebuch) pflegt man ſich in einen kleinen vergoldeten, hübſch verzierten Kahn zu ſetzen, von welchen beſonders der Golf von Galata dicht beſetzt iſt, wo es von Fahrenden immer wimmelt, die einander laut zurufen. Den Vorrang beim Ausweichen giebt die Zahl der Ruderer, und dieſe pflegen genau darauf zu halten und mit der äußerſten Kraft zu wetteifern, wenn zwei Kähne neben einander fahren. Man liegt darin bequem auf Teppichen und Kiſſen, darf ſich aber nicht viel bewegen, weil das dünne Fahrzeug dann leicht umſchlagen könnte. Der Anblick der Stadt vom Kanal aus iſt herrlich. Gewaltige Häuſermaſſen erheben ſich zu langgedehnten ſich kreuzenden Hügelrücken, von deren

Gipfel immer zwischen dichten Cypressenhainen eine Moschee aufsteigt, welche mit 4—6 zierlichen schlanken Thürmchen ihre Umgebung beherrscht. Bis an die Mündung des schwarzen Meeres sind die Ufer beider Welttheile fast ununterbrochen mit Häuserreihen bedeckt, die die überraschende Ausdehnung der Stadt noch colossaler erscheinen lassen. In den Straßen wogt stets ein Gedränge von tausend Menschen, die bunt geschmückt, als wäre es alle Tage Sonntag, einhergehen. Selten bemerkt man Franken ohne türkische Begleitung; in der Regel geht zur Sicherheit ein Janitschar voran, der im prächtigen Scharlachmantel mit gewaltigem, silberbeschlagenem Schwert, den Dolch im Gürtel, Achtung verbreitet und gegen die schwarzgekleideten schmächtigen Beisaden (Herrschaften, gewöhnlich ehrende Benennung der Fremden) wie ein König aussieht. An den Türken zeigen sich immer interessante Physiognomien, bei denen am häufigsten aus tiefliegenden, beschatteten schwarzen Augen verzehrende innere Gluth oder drohende Despotie mit allen Lastern im Bunde sich ausspricht. Aber die Züge sind immer bezeichnend und verständlich. Durch das Costüm, namentlich den Kalpak (Mütze) erfährt man in Constantinopel sogleich, was Jeder für ein Amt oder Gewerbe hat. Nirgend in der Welt kann man daher auch eine größere Mannigfaltigkeit in den Kopfbedeckungen sehen, und die Verschiedenheit ist immer in die Augen springend. Auch in ihrem schlechtesten Anzuge sind die Türken immer prächtig. Nirgend sieht man so schöne Farben in der Kleidung und so verschiedene neben einander. Diesen Zug der Pracht- und Verzierungsliebe bemerkt man auch an ihren schlechtesten, wohlfeilsten Waaren. Oft sieht man einen Bettler in einem zerlumpten, aber wahrhaft königlichen Mantel mit einer prächtig vergoldeten Pfeife im Munde. Plötzlich erscheint in dem bunten Gedränge von allen Farben auf einem schönen Pferde, das mit goldgestickter Decke und prächtigem Zaum mit Edelsteinen versehen ist, ein ehrwürdiger Mann mit langem weißen Bart im grünen Zobelpelz. Sein Pferd wird von roth gekleideten Dienern geführt, andere folgen, einer geht voran, der eine vergoldete Wage trägt. Mit dieser Wage wägt er dem Volke das Brod. Es ist ein Stambul-Effendi, ein Rechtsgelehrter, von anderer Art als unsere Advocaten, die die Leute oft um das Brod bringen. Er grüßt unsern Janitscharen mit der Hand auf der Brust, und dieser erwidert den Gruß, das Haupt nach der Schulter gekehrt, ein Zeichen der tiefsten Verehrung, welches anzeigen soll, daß das Haupt seinem Beile freistehe. Keiner der Großen läßt sich anders sehen als zu Pferde, das mit den kost-

barſten Decken geſchmückt iſt, und von Dienern umgeben. In einer Straße begegneten uns prächtig gekleidete Bediente, alle mit weißen Stöcken verſehn, und verkündeten, daß der Großherr ſeinen Zug in die Moſchee, der alle Freitag um Mittag ſtattfindet, unternehme. Dann ſind Stöcke und Prügel in gewaltiger Menge thätig. Auf einmal ertönt ein durchdringendes Horn: ein Derwiſch bleibt mitten in der Straße ſtehen, in einen weiten Mantel gehüllt, den grünen heiligen Stein Mohammeds um den Hals, das Horn um die Schulter. Er ſingt recitativiſch bald in Verſen, bald in poetiſcher Proſa, in den glühendſten Ausdrücken erotiſche Lieder von Gott. Eine Menge Vornehmer erſcheint auf prächtig geſchmückten Pferden in langem, glänzendem Zuge. Man glaubt, es könne kein Anderer folgen als der Sultan ſelbſt; aber es iſt nur ſein Turban von rothem Goldſtoff mit brilliantener Agraffe und herrlicher Feder, der hoch zu Pferde getragen wird. Hinterdrein werden Pferde geführt mit goldgeſtickten Decken, woran die Stickerei Basrelief iſt, andere Große folgen, aus deren Gewändern die prächtigſten Solitärs am Schaft des Dolches hervorblitzen. Der Zug geht vorüber und wir beſchleunigen unſere Schritte, um einen Platz zu ſuchen, an dem wir bequem den Sultan vorüberreiten ſehen können. Aber ein Janitſchar, der wohl 40 Dolche in ſeinem weitvorragenden Gürtel wie in einem Korbe trägt, ſtellt ſich mitten in den Weg und gebietet mit lauter Stimme umzukehren, denn unter den Janitſcharen ſei ein Aufſtand ausgebrochen. Wir eilen zurück und ſuchen in einer Straße näher dem Serail Schutz in einer Schneiderbude. Der Sultan reitet indeſſen gradeswegs dahin, wo der Aufſtand iſt, um ſein Anſehen fühlen zu laſſen, denn er iſt ein entſchloſſener Mann und das Volk hat eine hohe Meinung von ihm. Während deſſen ſitzen wir beinahe eine Stunde lang, eng eingeſchloſſen von einem Schwarm neugieriger Weiber, die aus ihrer Verhüllung beſtändig nach uns ſchielen. Jetzt erſcheinen wieder Männer mit weißen Stöcken in großer Anzahl, welche ankündigen, daß der Aufſtand gedämpft ſei, dann Janitſcharen mit gewaltigen Mützen, die mit einem Schild verſehen ſind, worin ſie den Löffel zum Pillaw tragen, welcher ihnen an gewiſſen Tagen in großer Menge ausgetheilt wird. Es folgen wieder prächtig gekleidete Große und weiße und ſchwarze Verſchnittene in großer Anzahl. Ein zweiter Turban des Sultans von himmelblauem Goldſtoff wird zur Schau getragen, und nun endlich erſcheint der Beherrſcher der Gläubigen ſelbſt in einem dichtgeſchloſſenen Kreiſe von Janitſcharenoffizieren zwiſchen gewaltigen Reiher-

büschen. Sein Gesicht ist bleich, sein Bart kohlschwarz, die Nase äußerst dick, die Züge sind ausdruckslos, als ob man in eine Wachsmaske sähe. Aber seine Diener lesen in diesem unbeweglichen Gesichte Leben oder Tod. Noch folgt eine lange Reihe Großer und dann das zusammenströmende Volk. Wir eilen in den Hafen, wo des Sultans Kähne bereit liegen, die sich durch reiche Vergoldung, eine große Anzahl Ruderer, prächtige Kissen unter einem Baldachin und große goldene Schiffsschnäbel auszeichnen. Wir fahren den Golf entlang, besteigen den Thurm von Galata und sehen bald den Zug von 18 rudernden Kähnen, die vom Kanonendonner begrüßt, wie goldene Schwäne in einem Bogen an der Admiralität vorbeiziehen und dann am grünen Kiosk des Serails landen. Hierzu denke man sich die Stadt an einem herrlichen Frühlingstage mit all ihren Kuppeln, Thürmen und Cypressenhainen, das summende Geräusch der tiefliegenden Straßen und weithin das glänzend schimmernde Meer. — Die asiatische Küste verdient unstreitig noch den Vorzug vor der europäischen. In ganz Constantinopel sind die Häuser der Privatpersonen häßlich, elend und klein, aber die öffentlichen Gebäude und die Wohnungen der Regierungsbeamten groß und schön und erscheinen noch prächtiger unter all den kleinen Baracken. Die Griechen und Armenier, die stets fürchten müssen, durch Erpressungen ausgeplündert zu werden, erdenken allerlei List und Betrug, um ihr oft ansehnliches Vermögen zu verhehlen. So streichen sie z. B. manches große Haus von außen mit verschiedenen Farben an, so daß es wie mehrere kleinere Häuser aussieht, damit man ja nicht glaube, sie seien reich genug, um so große Häuser zu bauen. Man hört beständig das jämmerliche Geheul der Hunde, die in großer Masse herrenlos umherlaufen und eine wahre Plage für den Fremden sind, besonders wenn er selbst einen Hund hat, welcher dann sicher, sobald er sich zeigt, überfallen wird. Kein Hund darf aus einem Stadtviertel in ein anderes herüberkommen, er wird sogleich wieder hinausgebissen. Es werden in Constantinopel nie Welpen ertränkt, denn die Hunde versehen hier eine Art Sanitätspolizei, indem sie die Gassen von allem Abfall, der ungenirt auf die Straße geworfen wird, reinigen und dadurch die Verpestung der Luft verhindern. Es giebt auch Hundehospitäler oder Stiftungen, um die Hunde zu füttern, auch wird ihnen öffentlich Wasser zum Saufen ausgestellt; aber bei all dem behandeln die Türken sie doch äußerst unbarmherzig".

Bei der Betrachtung all der zahllosen Sehenswürdigkeiten der mäch-

tigen Weltstadt beklagt es Stackelberg oft schmerzlich, daß er in Constantinopel nicht frei und öffentlich zeichnen, ja nicht einmal gründlichere Kunde über das Gesehene sich verschaffen durfte, da jedes genauere Forschen und Fragen eines Fremden sogleich Mißtrauen bei den argwöhnischen Türken erregte und ihn selbst in Gefahr brachte. Dennoch gelang es ihm, aus Palins Wohnung in Pera, wo er aus den Fenstern die herrlichste Aussicht auf die Stadt hatte, eine panoramische Zeichnung von Constantinopel zu veranstalten.

Gerade ein Vierteljahr lang dauerte unserer Reisenden Aufenthalt in Constantinopel, dann machten sie sich in Palins Gesellschaft zur Weiterreise nach Kleinasien auf. Auf einer Smyrnaer Barke durchschifften sie das Marmorameer und die Dardanellen und landeten in der Gegend des alten Abydus. Von da durchzogen sie, Stackelberg zu Pferde, die Uebrigen zu Fuß, weil Palin auf diese Weise sein Podagra heilen wollte, die Thymbrische Ebene, untersuchten die Quellen des Skamander, welche jetzt beide von gleicher Temperatur sind (gegen Hom. Il. XXII 149 seqq.) was übrigens schon zu Strabos Zeiten der Fall war (cf. Strab. I cap. 17 p. 58 Cas. und XIII cap. 43 p. 602 Cas.), suchten alle jene unzähligen Tumuli auf, die in der Ebene zerstreut liegen und nach den homerischen Helden bezeichnet zu werden pflegen, und gelangten dann nach der Trümmerstätte des alten Alexandria Troas. Palin kehrte jetzt, nach Besichtigung der trojanischen Ebene, wieder nach den Dardanellen zurück um sich nach Constantinopel einzuschiffen. Stackelberg setzte mit Bröndsted und Koes seine Reise weiter nach Smyrna fort, überall mit Untersuchung der alten Trümmerstätten und mit Zeichnen der historisch oder antiquarisch merkwürdigen Gegenden beschäftigt. Doch stieß er auch hier auf Schwierigkeiten, denn die Türken sahen Nachforschungen und Untersuchungen in der Gegend nicht gern, und besonders wachten sie mit argwöhnischer Vorsicht darüber, daß man nichts von Alterthümern aus der Gegend mit sich fortnähme, in dem thörichten Wahne, daß überall Schätze, namentlich Vasen, mit Goldstücken gefüllt, unter den Trümmern verborgen lägen, die sie den Fremden nicht gönnen mochten. Auch in der Gegend zu zeichnen war schwierig und gefährlich, da man deswegen theils verhöhnt und ausgelacht wurde, theils in den Ruf der Zauberei bei den abergläubischen Leuten kam. Am 14. Juni 1811 trafen die Reisenden in Smyrna (heutzutage Ismir) ein. Sie fanden die Stadt eben durch eine schreckliche Feuersbrunst fast zur Hälfte zerstört und auch den Ueberrest nichts weniger als

schön. „Die Straßen (schreibt Stackelberg) sind äußerst eng, so daß die Luft nicht hindurchstreichen kann, woher denn Smyrna auch fast beständig der Sitz der Pest ist. Ein kothiger Pfuhl wälzt sich durch die Stadt, der selbst bei großer Hitze nicht austrocknet; man muß oft durch die Höfe und Häuser hindurchgehen oder reiten, um von einer Straße zur andern zu kommen. Die Pest ist auch die Ursache, daß in fast allen Häusern der Hof oder die Treppe mit Gitterthüren von Latten von der eigentlichen Hausflur geschieden sind, um mit den Eintretenden sprechen oder ihnen auch etwas reichen zu können, ohne in unmittelbarer Berührung mit ihnen zu kommen". In Smyrna trennte sich Koes von der Gesellschaft, um gerade nach Athen zurückzuschiffen und dort mit dem Musiker Belloli zusammenzutreffen, der inzwischen auch Pera verlassen hatte und auf der Reise nach seinem Vaterlande Italien begriffen war. Stackelberg setzte nun allein mit Bröndsted seine Reise nach Süden durch Kleinasien weiter fort, doch sollte er nach der Verabredung mit Koes nicht weiter als bis Ephesus gehen. Am 20. Juni verließen sie Smyrna und nahmen einen Janitscharen als Begleiter mit, da sie schon auf der ganzen Reise die Erfahrung gemacht hatten, daß die Türken in Asien viel brutaler und hochmüthiger seien als in Europa, obgleich man ihnen gerade das Gegentheil gesagt hatte. Von ihrer Gastfreundschaft merkten sie nichts, und fanden überall denselben düstern Ernst und die gleiche Abgeschlossenheit. Obwohl jetzt in türkischer Begleitung reisend, wurden sie doch nicht selten von den Kindern mit Steinen geworfen und gehöhnt, was die ältern Leute mit Lust ansahen. Ueberhaupt bot diese Reise durch Kleinasien eine verhältnißmäßig geringe Ausbeute an Genuß und Belehrung, und Stackelberg äußert, wenn man in Constantinopel gewesen, dürfe man von orientalischem Treiben und Wesen in Kleinasien nichts Neues und Besonderes mehr erwarten. Von dem elenden Dorfe Aga-Suluk aus wurden die Ruinen des alten Ephesus untersucht, die jetzt ganz verödet liegen und nur im Frühling und Herbst von den Landleuten der umliegenden griechischen Dörfer zur Bearbeitung der zwischen den Trümmern liegenden Felder besucht werden. Bei Ephesus kehrten sie der Verabredung gemäß um und gingen zunächst nach Smyrna zurück; und hier wurde Stackelberg zum erstenmale von jenem gefährlichen Asthma befallen, das ihn hernach noch mehrmals an den Rand des Grabes brachte. Er schreibt darüber aus Smyrna: „Kaum waren wir aus Ephesus zurück, als es mir bei der drückenden Hitze schon jede Nacht wie eine schwere

Laſt auf der Bruſt lag, die mir den Athem ſperrte, ſo daß ich die Fenſter aufreißen mußte, um mich zu erholen. Am dritten Abend ergriff mich plötzlich ein ſolcher Lungenkrampf, daß der letzte Reſt von Luft und Leben jeden Augenblick aus meiner Bruſt zu entweichen drohte. Zum Glück war der Arzt einer engliſchen Fregatte, die vor Smyrna lag, ſogleich zur Stelle, der mir eine Ader öffnete und ſogar die ganze Nacht in meiner Nähe ſchlief, um mir Hülfe zu leiſten. 6 Tage blieb ich in dieſer Gefahr, während deſſen ich nichts genoß, ängſtlich nach Luft röchelnd, und nicht ſchlafen, überhaupt nicht liegen, ſondern nur ſitzen konnte, indem ich meinen Kopf auf den guten Dmitri ſtützte, der mich mit großer Treue pflegte. Kein Mittel half, obgleich noch zwei andere Aerzte, ein hüpfender Franzoſe und ein braver Deutſcher, Zimmermann aus Riga, mich behandelten. Letzterer öffnete mir 2 Adern am Fuß, aber es floß kein Blut und bis über die Knie war ich kalt. Nur Blutegel ſogen, und dieſe haben mir vielleicht das Leben gerettet. Denn darnach ſank ich in einen leichten Schlummer und konnte wieder freier Athem ſchöpfen. Seitdem wurde es beſſer, obwohl die äußerſte Schwäche und Entkräftung noch lange anhielt. Während deſſen war auch Bröndſted krank geworden und lag an einem gefährlichen Fieber darnieder. Die gewaltige Hitze in der Stadt hinderte unſere Geneſung. Deshalb ließen wir uns beide, bis zum Niederſinken matt, auf Eſeln langſam nach Budſcha, einem Dörfchen ohne Aerzte, aber mit reinerer Luft, bringen und bezogen ein hübſches Häuschen, das auf der Höhe liegend von allen Seiten Luft bekommt. Dort genaſen wir raſcher". In Budſcha erlebte Stackelberg auch ein Erdbeben, das in jenen Gegenden, beſonders in ſpäterer Jahreszeit etwas ſehr gewöhnliches iſt. Ueber den unheimlichen Eindruck, den daſſelbe auf ihn machte, ſchreibt er Folgendes: „Ich hatte mich Abends kaum zu Bette gelegt und war ſorglos eingeſchlummert, als es mir vorkam, als ob ich hin und her gerollt wurde, und ich auffuhr um zu ſehen, wer mich wecke. Niemand war da, aber über mir bewegte ſich das Zimmer und krachte und knackte zweimal zuſammen. Ein ſchauerliches Gefühl, wie nach einem eben verſchwundenen Geſpenſt überkam mich. Ich ſtürzte aus dem Zimmer; Bröndſted ſaß eben ſo voll Entſetzen am Nachttiſch. Die Wirthsleute rannten aus dem Hauſe hervor. Es war vorüber, aber die ſchreckhafte Erwartung neuer und heftigerer Stöße dauerte noch mehrere Stunden fort. Schauerlich iſt es, wenn die liebe Mutter Erde, die ſonſt immer ſicher und feſt ihre Kinder im Schoße hält, Donner und Blitz, alle Veränderungen der

Jahreszeiten und die furchtbarsten Wirkungen der Elemente ruhig über sich ergehen läßt, selbst zu wanken anfängt und wir feindlich vor ihr fliehen und ihr doch nie entfliehen können"!

In der Nacht des 17. August schifften sich die Reisenden endlich nach Griechenland wieder ein und landeten ohne weitere Widerwärtigkeiten in Trikieri, wo sie von Gropius überaus herzlich empfangen wurden. Hier erfuhren sie sogleich von der kostbaren Entdeckung der aeginetischen Statuen, die die zurückgebliebenen Freunde, Haller, Linckh, Cockerell und Foster, im April gemacht hatten. „Sie haben einen Fund von 17 Statuen gemacht, schreibt Stackelberg in sein Tagebuch, wie seit einem Jahrhundert nichts Gleiches vorgekommen". Jene Statuen waren eben von Gropius in aller Stille, weil man die mißgünstigen Ränke der Türken fürchtete, nach Zante geschafft worden, wo sie an die Meistbietenden zum Verkauf ausgestellt waren; jeder der vier Finder wünschte sie seinem Vaterlande zu erhalten. Vor der Rückkehr nach Athen durchwanderte Stackelberg noch Thessalien und besuchte das Thal Tempe. Die Stadt Larissa fand er eben durch eine schreckliche Ueberschwemmung fast ganz zerstört. Ueber Tempe, „jenes einzig schöne Thal, dessen Gleichen man nicht findet", äußert er sich folgendermaßen: „Von lächelnden Hügeln, die überraschend in reizende, von Gesträuch und Bäumen durchzogene Thäler schauen lassen, von Hainen und Fruchtgärten, aus denen der Fluß breitströmend hervordringt, sich wieder verbirgt, abermals zum Vorschein kommt und sich endlich mit seinen Platanenufern hinter dem Dorfe in einen Wald verliert, und die von blauen Bergen, dem Olymp und seinen Gipfeln, im Grunde und zur Seite eingeschlossen sind, engt sich das Thal Tempe zwischen dem Olymp und Ossa ernster zusammen. Spuren eines zerstörten Waldstromes neben einem mächtigen Platanenwalde regen ernstere Gefühle an. Man geht über Steingeröll und zerrissene Wiesen zu dem Thor, das 2 mächtig breite Felsen bilden, und das der gespannten Erwartung ein anderthalb Stunden langes reizendes Felsenthal öffnet. So grandiose Felsenmassen, die die ernste Nähe der Götter ahnen lassen, sahen wir selbst in der Schweiz nicht, die doch höhere Felsen hat. Aber die Form und die Verhältnisse wirken, nicht unermeßliche Größe. Sie drängen sich an den Strom und überraschen bei jeder Wendung durch neue große Formen, die man vorher nicht gesehen. Plötzlich treten die Gebirge auseinander; die Ebene ist mit Gebüsch und Grün reich durchzogen, der Peneus wird breiter und wogt stolz und ruhig dem Meere zu. Eine halbe Stunde da-

von ist eine schöne Brücke aus großen Quadern über den Strom gebaut, gewiß eine der schönsten in der ganzen Levante. Wir fanden sie zusammengestürzt; der Strom hatte bei der großen Ueberschwemmung fast alle Bogen herabgerissen. Die Ruhe, mit der er jetzt durch die Trümmer fließt, zeigt das schönste Bild stiller Kraft. Diese Brücke bildete den viel besuchten, aber oft durch Räuber unsicher gemachten Paß nach Salonich und weiter nach Konstantinopel. Vom Ossa zeichnete ich noch einmal das Thal aus der Vogelperspective. Diese Ansicht gab mir eine gewaltige Idee vom Olymp, denn die ungeheuren Massen, die ich in der Thalschlucht für unerreichbar hielt, waren hier ganz unscheinbar; die ferne Meereslinie zog sich ruhig über sie hin und die gewaltigen, vielgipfligen Gebirge, deren Felsenspitzen die Wolken streifen, sind nur die Vorberge, die weitgestreckten Füße des Olymp, von denen seine breite Bergmasse mit allen Wohnungen der Götter auf den hundert Gipfeln sich erst über die Wolken zu erheben anfängt, unsern Augen auch von jener Höhe unerreichbar. Erst von Larissa gesehen, treten die Gipfel des Olymp überraschend hervor, aber selten frei von Gewölk, denn mit den goldenen Wolken schließen die bewachenden Horen sorgsam die Thore des Olymp und öffnen sie nur, wenn ein Gott daraus hervorgeht. Von Tempe müßte man ein eigenes Werk von Zeichnungen verfertigen."

Sehr befriedigt von diesem Ausfluge kehrten die Reisenden am 22. September zu Gropius nach Trikieri zurück. Hier erwartete sie eine erschütternde Nachricht. Ihr allgemein geliebter Freund Koes, der nachdem er sich von Stackelberg und Bröndsted in Smyrna getrennt, hernach in Athen mit Belloni zusammengetroffen war, mit ihm gemeinschaftlich den Peloponnes durchwanderte und dann nach Zante eingeschifft hatte, war dort wenige Tage vorher mitten in seinen schönen Entwürfen gestorben. Er war die Hoffnung einer liebenden Braut und die Freude sorgsamer Eltern gewesen. Nachdem Stackelberg mit Bröndsted und Gropius noch die Insel Euböa durchstreift hatte, kehrte er Mitte October nach Athen zurück. Sie fanden ihre übrigen Genossen noch von Athen abwesend, und Stackelberg machte sich nun gleich nach seiner Ankunft an die Arbeit, noch einige der schönsten Aussichten von Athen zu zeichnen, wobei ihn der reine Himmel und die klare durchsichtige Luft begünstigten. Dann wurde mit Gropius, der eines Geschäftes wegen nach Athen gekommen war, ein Ausflug zu Pferde nach Marathon unternommen. Ueber diese Excursion schreibt er in sein Tagebuch: „Die Sonne vergoldete die Ebene mit feurigen Far-

ben, malte die Berge azurblau und ließ die schönen Oelwälder bei Cephisia wie den prächtigsten Sammet erscheinen. Wir hatten oft den Spaß, meinen atheniſchen Führer mit dem böotiſchen, den Gropius mitgenommen hatte, ganz im antiken Sinne contraſtiren zu ſehen. Was jener mit leichtem, beweglichen Weſen, mit Freundlichkeit und allerhand kleinen Schelmereien thut, das macht der Böotier mit Grobheit und Schwerfälligkeit, ſeine Mienen ſind dabei dumm und thieriſch, wie ſein Körper plump und unbehülflich. Wenn jener am Wege ein Mädchen im Waſſer, von uns abgewendet, ſich ſpiegeln ſah und einen Stein ins Waſſer warf, daß es aufſpritzte und das Mädchen aufſcheuchte, ſo ſah der Böotier, der den Spaß nicht verſtand, uns dumm und verdrüßlich wegen unſeres Lachens an". Von dieſem Ausfluge brachte Bröndſted den ſchönen Torſo einer jugendlichen Statue in ſogenanntem ägyptiſchen Styl, aber von ſchönen Verhältniſſen und überaus ſorgfältiger Arbeit, und Stackelberg die Zeichnung des Schlachtfeldes von Marathon heim. Auf dem Rückwege beſuchten ſie noch das Kloſter der Panagia (heiligen Jungfrau) auf dem Pentelicus. Schon in der Nähe des Kloſters bei einbrechender Dunkelheit angelangt, gab ihnen ein Mönch die unangenehme Nachricht, daß ſie niemand im Kloſter finden würden, da alle Mönche vor den Türken, die oft in die Klöſter einbrachen, was ſie Eß- und Trinkbares fanden, fortführten und die Kloſterleute mißhandelten, geflohen ſeien. Unſere Reiſenden vermutheten jedoch ganz richtig, daß die Mönche ſich vor den Plünderern nur eingeſchloſſen hätten und hofften doch, ein Nachtlager im Kloſter zu finden. Als ſie in den weiten Kloſterhof geritten waren, banden ſie ihre Pferde an und klopften an alle Thüren, aber umſonſt. Der Führer ſuchte in dem Weinberge des Kloſters nach dem Wächter, fand aber ſtatt deſſen die Urheber alles Ungemachs, zwei Türken, die ſich dort ſchlafen gelegt, nachdem ſie den ganzen Tag lang wie Wölfe um Schafhürden, das Kloſter umſchlichen hatten, das ihnen die Mönche klüglich nicht geöffnet. Dieſe Räuber ſuchten ſogleich Freundſchaft mit den Reiſenden zu ſchließen, zündeten ein Feuer im Hof an, ließen ſich Reis und Kaffe, den jene mit hatten und von ihrem Führer bereiten ließen, wohl ſchmecken und kamen ſo nach ihrem fehlgeſchlagenen Raubzuge noch zu einem leidlichen Gaſtmahl, wobei ſie jedoch ruhig anhören mußten, wie jene auf die diebiſche Unverſchämtheit der Türken, die ſich in die Klöſter einquartierten, um da zu rauben und zu ſaufen, wacker losſchimpften. Nachdem ſie am Morgen fortgezogen waren, kam ein Mönch aus dem Kloſter zum Vorſchein und lud ſie zum

Mittageſſen ein. Sie nahmen es an, ließen ſich aber vorher noch zu den Steinbrüchen führen. „Eine Stunde gegen den Gipfel des Pentelicus zu, ſchreibt Stackelberg, ſind die Gruben, aus denen man den feinen pentelischen Marmor zu all den ſchönen Tempeln von Athen und zu den Statuen des Phidias nahm. Mit beſonderer Theilnahme ſahen wir auf dem Wege zu der weiteſten Marmorgrube noch einen großen Block, der roh zu einem Altar oder Säulenſtück behauen zurückgeblieben war. In den Gruben ſieht man noch deutlich den Gang des Meißels, mit dem man die Blöcke gleich nach Maß und Angabe des Baumeiſters ſorgfältig heraushieb und die Spuren der angebrachten Hebemaſchinen. Der Anblick dieſer Marmorfelſen iſt zugleich einer der maleriſchſten, von Tannen und Eichen umwachſen, über welche hinaus man die ganze Umgegend Athens vom Hymettus bis zum Parnes überſieht. Im Kloſter nahm man uns darauf mit einem fetten Mahle auf. Die Mönche ſind wie die andern Griechen gekleidet, nur tragen ſie rothe Hoſen und einen Shawl um den Kopf; ſie ſind kräftige Arbeitsleute und greifen ſich wohl nie durch Geiſtesarbeit an. Die Lage des Kloſters zwiſchen Oliven und Ulmen iſt reizend. Roſenhecken werden vor den Fenſtern der Zimmerchen gezogen und drinnen ſind reinliche Polſter und Divans. Man könnte hier in der Sommerhitze ſich einen ſehr angenehmen Aufenthalt ſchaffen".

Als die Reiſenden von dieſem Ausfluge nach Athen zurückkehrten, erhielten ſie ſogleich die angenehme Nachricht, daß ihre andern Reiſegefährten ſammt ihren neuen engliſchen Freunden aus der Morea zurückgekehrt ſeien. Die Freude des Wiederſehens nach ſo langer, beiderſeits gefährlicher Abweſenheit ließ die aufs neue Verbundenen die erſten Nächte kaum ſchlafen; ſo viel war von beiden Seiten zu erzählen. Zu der urſprünglichen Geſellſchaft der Reiſenden, die jetzt freilich um ein liebes Glied vermindert worden, war inzwiſchen Lord North nebſt einigen andern edeln und gebildeten Engländern getreten. Der Reſt des Monats November verging unter einem Gedränge von Luſtbarkeiten. Es waren reiche Wechſel angekommen und man beſchloß den Athenern einen glänzenden Ball zu geben. Stackelbergs Wohnung wurde mit den ſchönſten Tapeten ausgeſchmückt, die langen Gallerien in große Säle verwandelt, in welche die Damen aus vergoldeten Viſitenzimmern durch Fenſter blicken konnten, Palmenzweige decorirten den Grund der Säle und Kronleuchter von aneinander gereihten Roſen hingen von der Decke herab; das Ganze wurde von Hunderten von Wachskerzen aufs glänzendſte erleuchtet. Alles lobte das

geschmackvolle Arrangement und die athenischen Archonten und Archontinnen äußerten, daß Athen wohl nie einen köstlicheren Ball gesehen habe. Den bedeutenden Riß in den Beutel, den dieses Fest that, ließ man sich gern gefallen, aber nicht wenig bestürzt war man eines Abends, als die Rechnungen bezahlt werden sollten und man plötzlich alles Geld verschwunden fand. Zugleich war ein Bedienter, den Stackelberg und Bröndsted noch aus Smyrna mitgebracht hatten, unsichtbar geworden. Man stellte noch an demselben Abend Nachforschungen an und war in der That so glücklich, den Dieb um Mitternacht in einem Chan zu erwischen und noch fast die ganze gestohlene Summe in seinen Kleidern eingenäht zu finden. Um aber den Buben, der bei all dem hartnäckig leugnete und trotzte, nicht den türkischen Behörden und der Tortur preiszugeben, mußte man ihn auf eine schickliche Art laufen lassen.

Bevor die englischen Freunde, welche eine Reise nach Aegypten unternahmen, von der sie im Mai des nächsten Jahres zurückkehren wollten, abzogen, führte man noch einen Plan aus, welcher schon vor einigen Wochen bei einem lustigen Ausfluge nach Sunium gefaßt war: man stiftete nämlich eine dauernde, auch über die Zeit des zufälligen Zusammenseins hinausreichende Verbrüderung, und bestimmte ein Symbolum im antiken Sinne als Wiedererkennungszeichen, das neben der Idee eines Gastgeschenkes noch die Liebe zur Kunst und die Verehrung des Alterthums bezeichnen sollte. Die Statuten wurden entworfen, zum Symbolum ein Ring von antiker Bronze mit der Eule, dem Vogel der Minerva, und der Inschrift ξεινήϊον gewählt und die Diplome von 7 Primitivmitgliedern unterschrieben. — Unterdessen kam vom Prinzregenten von England ein vorläufiges Gebot von 6000 Piastern für die aeginetischen Statuen; es wurde aber zufolge der Abmachung, jene Statuen in öffentlicher Auction zu veräußern, ausgeschlagen; doch beschloß man, der größern Sicherheit wegen die Kunstwerke von Zante nach Malta zu transportiren. Zugleich bekam Haller vom damaligen Kronprinzen von Baiern eine Anweisung auf 20,000 levantische Piaster, um für ihn Grabungen anzustellen und Kunstwerke aufzukaufen. Nun mußte auch ein Beschluß über die fernere Thätigkeit der übrigen Gesellschaft gefaßt werden. „Wir saßen (schreibt Stackelberg) am Abend vor der Abreise unserer englischen Freunde noch traulich beisammen, überdachten den Gang unserer ganzen Reise, was wir bisher geleistet und entdeckt, und äußerten den Wunsch, daß etwas recht Tüchtiges aus unserer Reisevereinigung hervorgehen möge. Bei mir waren Kopf und Herz

lange mit einander im Streit: die Gefahr der Reise, die Sorge meiner Mutter, die mich schon aus Italien wieder zurückwünschte, und endlich das Geld, das von meinem Kapital abgeht, riethen zur Heimkehr. Auf der andern Seite drängten die Liebe zur Kunst, die nach dem Urtheil meiner Bekannten durch meine Zeichnungen aller der schönsten Gegenden von Griechenland eine Bereicherung erfahren sollte, dann meine eigene Lust und die Erwägung, daß wenn man in der Welt etwas leisten könne, man die Werkzeuge dazu nicht aus der Hand werfen dürfe, zur Fortsetzung des Unternehmens. Wir beschlossen endlich, unsre Reise über ganz Griechenland nach gemeinschaftlichem Plan, obwohl zur Ausführung theilweise getrennt, auszudehnen. Athen sollte der gemeinschaftliche Sammelpunkt sein. An meine Mutter schrieb ich sogleich umständlich, um diesen Plan zu rechtfertigen. Gegen Geldmangel schützt der Antikenfund und mein zunehmendes Portefeuille, das mit meiner eigenen Veredelung wächst, und überhaupt gehe ich gern den Tausch ein, mein Kapital anzugreifen und dafür ein unsichtbares in meiner Seele anzulegen."

Am andern Tage wurden die englischen Freunde von den zurückbleibenden in den Piraeus begleitet und entschwanden rasch ihren theilnehmend nachschauenden Augen.

Zu Ende des Jahres gingen Bröndsted und Linckh nach Zea ab, um dort Grabungen anzustellen, während Stackelberg durch eine Erkältung in Athen zurückgehalten wurde. Haller leitete die Grabungen athenischer Gräber, die er für den bairischen Kronprinzen vor dem thebanischen Thore begonnen hatte; da er aber bald darauf nach Zante reisen mußte, um die Verpackung der aeginetischen Statuen zum Transport nach Malta zu besorgen, überließ er Stackelberg die Sorge für seine Unternehmung, die auch günstigen Erfolg hatte, indem eine Menge Vasen und besonders zahlreiche kleine bemalte Figuren aus gebrannter Erde zu Tage gefördert wurden. Im Februar kehrte Linckh nach Athen zurück und machte dann mit Stackelberg zusammen einen Ausflug nach Salamis, wo letzterer eine kleine, ausgezeichnete Statue einer Amazone erwarb, die er stets als das werthvollste Stück seines Privatmuseums betrachtete. Der 23. April 1812, der Jahrestag des Statuenfundes, führte die Freunde in Aegina zusammen, und nun wurde an die Ausführung eines weiter ausgreifenden Planes, der schon im vorigen Jahre gefaßt war, geschritten. Haller, Linckh, Cockerell und Foster hatten nämlich im vorigen Jahre auf ihrer Reise durch den Peloponnes unter den Trümmern des Apollotempels zu Phigalia durch

einen aufgescheuchten Fuchs, der seine Grube tief in den Schutt hineingebaut hatte, eine Marmorplatte mit dem herrlichen Relief eines Centaurenkampfes gefunden, und in der sichern Voraussetzung noch mehr Sculpturen zu entdecken, sogleich an jener Stelle eine Grabung veranstalten wollen; sie konnten jedoch ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Pascha keine Leute zu einem solchen Unternehmen gewinnen. Diese Erlaubniß war jetzt von Gropius ausgewirkt worden; zwei Engländer schossen die nöthigen Geldmittel dazu vor, und so wurde denn beschlossen, daß sich alle Theilnehmer der Grabung, zu denen außer den ursprünglichen Entdeckern auch noch Stackelberg und jene beiden Engländer gehörten, bis zum 21. Juni zu Megalopolis, dem gemeinsamen Sammelpunkte einfinden sollten, um dann gleich Hand ans Werk zu legen. Linckh und Haller gingen über Aegina und Epidaurus dahin ab. Stackelberg nahm mit Bröndsted zu Lande einen Umweg, um den nördlichen Peloponnes genauer zu erforschen, und die merkwürdigsten Gegenden in sein Portefeuille aufzunehmen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch, nachdem die Reisenden Eleusis, Megara, Korinth, Sicyon, Tricala, Stymphalos berührt hatten, von Stackelberg zwischen dem 22. und 25. Juni von Pheneos aus die Quelle und der Wasserfall des Styx untersucht und gezeichnet, eine Gegend, welche vorher noch von keinem neuern Reisenden wegen der damit verbundenen Gefahren, die theils durch die räuberischen Bewohner, theils durch die Unwegsamkeit der bergigen Gegend für den Wanderer erwuchsen, aufgesucht worden war. Ueber diesen Besuch der Styxquelle hat Gerhard, Hyperboreisch-römische Studien Bd. 2 pag. 293—298, einen ausführlichen Bericht nach Stackelberg's griechischem Reisetagebuche geliefert. Stackelberg nahm von demselben außer seinen schönen Zeichnungen der Gegend auch eine Flasche des für giftig gehaltenen Styxwassers mit, welches sich übrigens hernach bei der chemischen Untersuchung als das reinste Gletscherwasser auswies. Erst Anfang Juli traf Stackelberg in Megalopolis ein; auch die übrigen Theilnehmer der beabsichtigten Grabung waren verhindert worden den Termin genau einzuhalten, und so begab man sich erst den 8. Juli, nachdem sich alle zusammengefunden hatten, gemeinschaftlich zum Tempel des Apollo Epikurios, wo nun sogleich die Grabungen begannen. Ueber diese selbst und die durch dieselbe gewonnenen Kunstschätze, über das Leben und Treiben der dabei Betheiligten und die Ausführung der beschwerlichen aber durch immer neuen Erfolg lohnenden Arbeiten, sowie über die anmuthige Umgebung des Ortes ist umständlich und in höchst anziehender Weise in

Stackelbergs ſpäter erſchienenem Hauptwerke „der Apollotempel zu Baſſae in Arkadien" gehandelt worden. Es hatte ſich um den Tempel eine ganze Colonie der gedungenen griechiſchen Arbeiter und der das Werk beaufſichtigenden und leitenden Gelehrten und Künſtler unter luſtigen, maleriſchen Zelten und Hütten angeſiedelt, wo die anſtrengende Arbeit des Tages mit heitern Mahlen, mit Muſik und Tanz an den Abenden oft bis tief in die Nacht hinein abwechſelte. Es gelang allmälig während der 2 Monate der dortigen Thätigkeit den wahrſcheinlich durch ein Erdbeben ſchon früh geſtörten Tempel von dem 16 Fuß hoch liegenden Trümmerſchutt gänzlich zu reinigen und außer einigen unbedeutenden Fragmenten der Metopen und der Cultusſtatue, 23 mit den ſchönſten Reliefſculpturen aus Phidias' Zeit gezierte Marmorplatten, jede etwa 4 Fuß lang und etwas über 2 Fuß hoch ans Licht zu fördern. Dieſelben, obwohl zum Theil gebrochen und an den Bildwerken hin und wieder beſchädigt, konnten doch in ihrer urſprünglichen Reihenfolge zuſammengeſtellt werden und bieten das einzige Beiſpiel eines vollſtändigen, leidlich erhaltenen Tempelfrieſes dar. Ende Auguſt ſchloß dies thätige durch Natur- und Kunſtgenuß und Umgang mit den Freunden verſchönte Leben, an dem man die griechiſche Landesbevölkerung mit Behagen hatte Theil nehmen laſſen, mit einem Volksfeſte, wobei man ſchließlich die zur Ausgrabung erforderlich geweſenen und nunmehr überflüſſig gewordenen Zurüſtungen in einem luſtigen Freudenfeuer verbrannte: „Ich zündete ſelbſt, heißt es in Stackelbergs Tagebuche, meine Hütte zu hellen Flammen an und weidete mich noch herzlich am prächtigen Anblick der letzten Freude, die ſie mir in dieſem poetiſchen Aufenthalte gewährte, und dann ſah ich ſie plötzlich hinter mir verſchwinden, wie all die glückliche, ſorgenloſe Zeit unſers arkadiſchen Lebens." Große Mühe koſtete es noch, die gewonnenen Kunſtwerke aus der wegloſen Berggegend zur Ueberſchiffung nach Zante bis an das Meeresufer herabzuſchaffen. Die ſchweren Marmorblöcke mußten ſämmtlich der Vorſicht halber von Menſchenhänden den mehrere Stunden weiten Weg getragen werden. Sämmtliche Theilnehmer der Grabung begleiteten die Sculpturen nach Zante, wo ſie verkauft werden ſollten. Stackelberg war in Zante bis Weihnachten beſchäftigt, den mit aller Sorgfalt geordneten Fries und die übrigen Sculpturfragmente vom Apollotempel zu zeichnen, die demnächſt im Stich erſcheinen ſollten. Eine vorläufige Beſchreibung derſelben ließ Gropius ſchon in Zante drucken. Die Freunde wohnten dort in demſelben Gaſthofe, wo Koes geſtorben war und beſuchten oftmals das Grab des

theuren Gefährten auf dem Kirchhofe des englischen Militairs. Bröndsted errichtete ihm dort ein Grabmal mit einem Verse der Ilias als Inschrift, welchen Stackelberg auf ihrer gemeinsamen Reise durch Kleinasien sich bei Troja in sein Gedenkbuch geschrieben und zu seiner eigenen Grabschrift bestimmt hatte.

Gegen Ende des Jahres 1812 zerstreute sich die Gesellschaft von Zante. Bröndsted besuchte indeß den nördlichen Peloponnes, wo er bei Sparta ausgeplündert wurde, und schiffte sich dann zur Rückkehr nach seiner Heimath Dänemark ein; Haller ging nach Patras und von da nach Athen zurück; Linckh nach Ithaka, wo er glückliche Grabungen anstellte und namentlich Gold- und Silberarbeiten, aber meist aus römischer Zeit zu Tage förderte. Stackelberg hielt sich, nachdem er die übrigen ionischen Inseln antiquarisch untersucht und gezeichnet hatte, längere Zeit ebenfalls in Ithaka auf und kehrte dann über Missolunghi, Patras und Korinth Anfang Februar nach Athen zurück. Hier verlebte er mit den übrigen Freunden den Rest des Winters und den Frühling, führte seine Zeichnungen genauer aus und verfolgte mit regem Antheil die Grabungen, die Lord North am Jupitertempel des Hadrian anstellen ließ.

Den 4. Mai 1813 unternahm Stackelberg, nur von seinem Diener Dmitri begleitet, eine Reise zunächst nach Böotien, dann in den Peloponnes, um die ihm noch unbekannten Theile dieser Länder kennen zu lernen und das Material zu seinen „Ansichten von Griechenland" zu vervollständigen und zum Abschluß zu bringen. Bis zum 15. Mai war Böotien durchwandert. Darauf ging es nach einer verunglückten Seefahrt, zu Lande längs der Küste des korinthischen Busens nach Patras und durch Achaja über den Erymanthus nach Elis. Der englische Consul Strane in Patras hatte ihm vorgeschlagen, gemeinschaftlich Grabungen in Olympia anzustellen. Stackelberg ging jedoch nicht darauf ein, um nicht durch neue Unternehmungen seine Rückkehr in die Heimath zu verzögern, obwohl die Versuchung wegen der eben in jener Gegend stattgehabten Funde groß war. Doch wurde die Gegend von Olympia, namentlich die Ruinen des Zenstempels untersucht und eine panoramische Zeichnung der olympischen Ebene von den gegenüberliegenden Bergen aufgenommen. Dann ging die Reise durch Arkadien und Messenien. Besonders gefahrvoll war die Wanderung durch das Land der Mainoten, eines tapfern Räubervolkes in den Berggegenden des Taygetos, das sich unabhängig von den Türken zu erhalten wußte und unter eigenen Capitänen stand. Die Armuth des Bodens auf

ihren Felſen, die zugleich die Hüter ihrer Freiheit waren, nöthigte ſie zur Räuberei. Ihre Capitäne, die auf ihren Schlöſſern hauſten und ſich gegenſeitig befehdeten, waren kleine Souveräne, welche eine Anzahl Räuber an ihren Höfen hielten, die ſie ſchützten, denen ſie Zuflucht auf ihren Burgen gaben und die ſie nach Beute in der Umgegend umherſandten. Stackelberg war an einen derſelben, Murzino mit Namen, empfohlen und beſuchte ihn auf ſeiner Burg Kardamyle im Taygetos, um unter ſeinem Schutze die Reiſe durch die Maina zu machen. Ueber dieſen Beſuch leſen wir in Stackelbergs Tagebuche: „Murzino ſpricht ganz abweichend von den übrigen Griechen, mit Gradheit und Treuherzigkeit und mit einer Höflichkeit, wie man ſie von einem Manne in ſo rauher Umgebung nicht erwarten ſollte. Seine Phyſiognomie hat etwas echt Räuberhaftes. Schon ſein ſtiermäßiger Nacken zeigt, daß er ſich unter kein Joch beugen wird; bei aller Corpulenz bewegt er ſich leicht und flink, iſt munter und liebt den Spaß; er iſt ein Freund von guter Koſt und hat ſeine Flaſche Wein ganz beſonders für ſich. Er kämpfte mit ſeinen 20 Palikaren gegen den Bey der Maina, der mit einer Flotte gelandet war um ſeine Widerſpenſtigkeit zu beſtrafen, mit beiſpielloſem Muth und zäher Hartnäckigkeit. Dreimal mußte er mit ſeiner Mannſchaft ſeine Burg verlaſſen und hielt ſich dann in Zante auf, nahm aber immer wieder Beſitz von ſeinem Schloſſe, bis er endlich unangefochten blieb. Seine Thaten ſind Hauptſüjets der hier viel geſungenen Räuberlieder. Nachdem er meinen Empfehlungsbrief geleſen, ſagte er mir, daß ich als der Freund ſeines Freundes auf ſeinen Schutz rechnen dürfe, daß ſein Leben mir zu Gebot ſtehe und daß er mich durch ſein Gebiet, wenn ich es wünſche, ſelbſt mit allen ſeinen Palikaris begleiten wolle. Er verſprach mir eine Empfehlung an einen andern ihm befreundeten Capitän, der mich durch die Kakavulis, die ſchlimmſte Gegend der ganzen Maina, geleiten würde. Es ſeien ſchlechte Kerls, ſagte er, aber ſein Freund werde mich ohne Gefahr hindurchführen. Er führte mich in ſeiner Burg, die mit verwickelten Gängen und engen Thüren verſehen iſt und ſchmutzig, vollkommen wie ein Räubernest ausſieht, überall umher und wünſchte mir beim Eintritt in ſein Wohnzimmer feierlich das Willkommen. Als es zur Ruhezeit ging, ließ er ſeinen liebſten Palikaren hereinkommen und dieſer mußte ein Märchen erzählen und uns damit in den Schlaf bringen." — Unter dem Geleit der Räuber von einer Burg zur andern wandernd, gab Stackelberg ſeinen Plan, bis zum Neptuntempel auf der Spitze von Taenarum vorzudringen, auf, hauptſächlich um

rascher nach Athen, in dessen Umgegend dem Gerüchte nach die Pest ausgebrochen sein sollte, zurückzukehren und weil es ihm an einem Freunde und Gesellschafter in der unheimlichen Räubergegend fehlte, — und beschloß grade über den Taygetos nach Sparta zu gehen. Dies war mit der gefährlichste Theil seiner Wanderschaft. Er erfuhr, daß man, sobald er die Maina verlassen hätte und die Räuber keine Gastfreundschaft mehr binde, Jagd auf ihn machen wolle und traf unterwegs den Räuber an, der im vorigen Jahre Bröndsted rein ausgeplündert hatte. Es gelang ihm von diesem des Freundes Ring mit dem Haar von dessen Braut wiederzuerstehen. Derselbe erkundigte sich auch genau nach Stackelbergs eigenem Wege, doch wurde ihm von dessen ehrlichen Führern, denen verboten war, etwas darüber zu verrathen, ein falscher Weg angegeben. Vorher schon hatten die beiden Mainoten, die ihn über den Taygetos geleiteten, seinen Führern vorgeschlagen ihn zu tödten und auszuplündern und mit ihrer Beute in die Maina zu fliehen, worauf diese aber auch nicht eingegangen waren. Dabei war der Weg über den Taygetos äußerst beschwerlich und ebenfalls Gefahr drohend, indem er oft schmal längs einem schroffen Abhange hinlief, wo jedes Ausgleiten den Tod gebracht hätte. In dem Dorfe Kuziava, wo er übernachtete, entließ er seine beiden Mainotischen Spitzbuben und nahm aus den Dorfbewohnern andere Begleiter, die zwar auch mit den Räubern im Einverständniß lebten, aber doch aus Achtung vor seinen von zwei Capitänen ausgestellten Schutzbriefen ihn ungefährdet mitten durch die Räuber hindurchführten. Entsetzen erfaßte ihn jedoch, als er am Wege den Leichnam eines Ermordeten liegen fand, der weithin die Luft verpestete, und er beeilte sich aus der gefährlichen, schrecklich öden Felsengegend herauszukommen. Am 21. Juni langte er endlich zu Mistra in der spartanischen Ebene an, wo er, die Gefahr hinter sich wissend, 9 Tage verweilte, die ½ Stunde davon entfernten Ruinen von Sparta untersuchte und eine panoramische Zeichnung der spartanischen Ebene mit dem ganzen hohen Taygetosgebirge aufnahm. Am 1. Juli wurde dann, nach einem erfrischenden Bade im herrlich klaren Wasser des malerischen Eurotas die Rückreise nach Athen angetreten, die er ohne besondere Erlebnisse in 3 Wochen zurücklegte.

Die Gerüchte, daß in Athen die Pest herrschte, fand Stackelberg ungegründet, wohl aber die ganze Umgegend angesteckt. Noch einige schöne Tage verlebte er in Athen mit den alten Freunden Cockerell, Haller, Linckh, Gropius. Alsbald reisten aber Linckh und Gropius nach Constantinopel

ab, und Stackelberg rüstete sich nun ernstlich zur Reise in die Heimath. Da wurde aber Cockerell von einer schweren, lebensgefährlichen Krankheit befallen, und Stackelberg konnte es nicht über's Herz bringen ihn jetzt zu verlassen, sondern theilte sich mit Haller in die Pflege des theuren Freundes. Sie hatten die Freude, die Macht der Krankheit gebrochen zu sehen; aber noch vor seiner vollständigen Genesung mußte ihn Stackelberg verlassen. Er hatte schon zu lange verweilt und das Geld zur Reise angegriffen, ohne Aussicht diesen Ausfall durch neue Wechsel ersetzt zu bekommen. So verließ er denn am 21. September 1813 Athen. „Am Abend vorher, schreibt er in sein Tagebuch, stieg ich mit Haller auf den Gipfel des Anchesmus zur Kapelle des heiligen Georg hinauf um noch den letzten Blick auf all die schönen, mir lieb gewordenen Plätze zu werfen, die so reich an frohen Erinnerungen waren, und grub hier meinen Namen, den ich selten an berühmte Gegenstände schreibe, mit dem bedeutungsvollen Χαῖρε dazu ein. Wie ein Träumender zog ich andern Tages mit meinem lieben Haller, der mich bis Decelia begleitete, aus dem Thor Hippades auf den Weg nach Negroponte und ließ all die schönen Gegenstände meiner Sehnsucht zurück. In einem Dörfchen 5 Stunden von Athen verweilten wir noch einen ganzen Tag. Eine Stunde von da bei immer mehr sich erhebendem Wege, auf dem decelischen Passe, einem der schönsten Punkte Griechenlands, von wo man eine grandiose Aussicht auf ganz Euböa, einen Theil Böotiens und ganz Attika bis Aegina hat, schlug auch die Abschiedsstunde von dem treuen Haller. So fand ich mich denn allein mit meinem griechischen Knaben, der auch die Augen voll Thränen hatte, daß er sein schönes Athen verlassen und mir nach dem kalten Norden folgen sollte." —

Und doch sollte Stackelberg Athen noch einmal wiedersehen, aber nach unsäglichen Gefahren und Widerwärtigkeiten. Wir kommen jetzt zu dem letzten Theil seiner griechischen Reise, seiner Gefangennehmung von albanesischen Seeräubern und seiner Errettung und geben die Darstellung desselben mit Stackelbergs eigenen Worten. „Zuerst durchwanderte ich noch die Insel Negroponte (Euböa) in nördlicher Richtung bis Cherochori, fand gleich am folgenden Tage eine Barke und kam mit günstigem Winde am 29. September in ein Paar Stunden nach dem Hafen von Trikieri. Hier lag ich 3 Tage in Erwartung einer sichern Schiffsgelegenheit nach Salonich. Man versicherte mir nämlich allgemein, daß von Piraten nichts zu fürchten sei, da dieselben noch vor 8 Tagen von den Trikerioten zerstreut und das Meer von ihnen gereinigt sei, während der Landweg durch Thessa-

lien wegen der Pest allzu gefährlich erschien. Endlich meldete man mir die Ankunft eines Schiffes, das nach Salonich unterwegs war. Ich raffte schnell meine Sachen zusammen und fuhr mit dem Schiffer an Bord, froh, von dem langweiligen Aufenthalt in Trikieri befreit zu werden. Wir kamen am ersten Tage nicht weit und landeten nur 4 Stunden von Trikieri in einem kleinen Hafen, wo uns der ungünstige Wind 2 Tage zurückhielt. Meine Ungeduld steigerte sich von Stunde zu Stunde, die Ahnung eines drohenden Unheils trieb mich umher; und ich faßte den Entschluß, wenn der Wind sich nicht am folgenden Tage ändere, dennoch die Landreise über Larissa zu wagen. Aber in der Nacht waren wir aus jenem Hafen hinausgesegelt und das Erwachen am andern Morgen war das schrecklichste in meinem Leben. Aengstlich kam der Capitän in die Kajüte geschlichen und weckte mich mit dem Ruf: „Wir sind in den Händen der Räuber." — Es scheint mir jetzt nicht unglaublich, daß der Schurke von Capitän selbst mich in die Hände der Piraten geliefert; denn wir waren dicht am Lande, und ich hätte mich, bei Annäherung der Räuber zeitig gewarnt, in der Feluke retten können. Ich faßte mich nach dem ersten Schreck bald und kam auf's Verdeck, wo mich die schwarzen, mit Fett und Blut beschmierten Gesichter der Räuber mit Entsetzen erfüllten. „Gute Stunde! Auch wir reisen nach Salonich. Glückliches Zusammentreffen!" Mein Herz bebte. „Nehmt Alles was ich habe, nur meine Zeichnungen und Schriften laßt mir und setzt mich ans Land." — „Noch ist's nicht Zeit; lebe erst mit uns, und wenn Du für Deinen Leib gezahlt hast, dann bekommst Du alles dies, was Du verlangst". — „Der Teufel hole das Milchgesicht" sagten sie untereinander, und dann stritten sie, wem von ihnen ich zu Theil werden sollte. Was sie mit mir vorhatten, mußte ich auf albanisch hören; die schändlichste, qualvollste Todesart war mir bestimmt, wenn man nicht ein genügendes Lösegeld für mich zahlte. „Bittet Gott, sagte mir leise der Schiffer, daß er Euch das Leben erhält." So war ich plötzlich der Sclave von 15 Piraten, Albanesen, mohamedanischen Glaubens. Mit Schmähungen und Todesdrohungen verlangten sie von mir die Ueberlieferung aller meiner Sachen. Ich zeigte ihnen meine Habe und ließ sie dann allein, denn es war mir unerträglich, sie in meinen Sachen wühlen und die Arbeiten mancher Jahre, unter Beschwerden und Gefahren gemacht, zerstören zu sehen. Meine Zeichnungen, die sie unter Lachen zum Theil aufgerollt, ließen sie liegen, und es gelang mir den größten Theil derselben heimlich dem Schiffer unserer Barke zu übergeben und so zu retten; denn

weder ihm noch seiner Mannschaft thaten sie das geringste Böse. Meine übrigen Effecten packten sie alle in das Räuberboot und zwangen mich, meinen Freunden in Athen zu schreiben und sie um das schwere Lösegeld von 60,000 Piastern (ein Piaster = etwa ½ Thlr.) zu bitten; auch der Räuberhauptmann selbst schrieb an Fauvel, den einzigen Consul, den ich ihm in Athen angeben konnte, und schickte seinen, sowie meinen Brief mit unserm Schiffer ab, indem er dessen Vater als Geißel zurückbehielt, drohend ihn zu tödten, wenn in 11 Tagen keine Antwort käme. Wie schrecklich waren meine Aussichten: ich wußte, daß es unmöglich sei, in Athen 60,000 Piaster aufzutreiben, selbst mit 30% Zinsen, was man dort nicht für Wucher hält; ich konnte also nur kurze Lebensfrist erwarten, vielleicht unter den härtesten Qualen. Die Piraten führten mich mit meinem griechischen Bedienten in die Räuberbarke und wünschten unserm Schiffer mit seinem Fahrzeuge gute Reise. Ich traute meinen Ohren nicht, als ich nach ein Paar Tagen erfuhr, dieser Mensch, dessen Vater als Geißel zurückgeblieben war und die beschwerlichsten Arbeiten verrichten mußte, sei nicht selbst mit den Briefen nach Athen abgegangen, sondern habe einen Boten dazu gedungen und liege ruhig mit seinem Schiff in Trikieri. Welch ein Beispiel griechischer Kindesliebe! — Die Räuber segelten nun mit uns auf die kleine Felseninsel Agio Nicolao, nahe der Küste von Euböa, auf der eine Kirche des heil. Nicolaus steht, halb verfallen, die Schwelle mit dem Blut gestohlener Schafe beschmiert, Schädel und Knochen derselben, die Reste der Mähler, die die Räuber hier gehalten, umherliegend. Einige Griechen, die bei den Räubern dienten, machten ihr Kreuz vor dem Heiligenbild und sagten: „Seht, er schützt und liebt die Räuber, denn sie zünden ihm Lampen und Kerzen an.“ Wirklich sah ich auch am Abend die albanesischen Räuber selbst dem Bilde, zum Dank für die gute Beute, die sie gemacht, Kerzen darbringen, unter Spott und Lachen die Gebräuche der Christen nachäffend. Nachdem sie darauf am hochflackernden Feuer ihr Mahl bereitet und im Rauch das Ungeziefer von ihren schwarzen Hemden gebrannt hatten, hüllten sie sich in ihre zottigen Mäntel und lagerten sich zum Schlafen im Kreise. Mich schickten sie auch zur Ruhe und wiesen mir einen Stein an, meinen Kopf darauf zu legen. Ich gehorchte und legte mich nieder. An Schlaf war natürlich nicht zu denken. Ich lag, die Augen nach den Sternen gerichtet, ohne Decke auf dem Sande und ertrug die feuchte Kälte mit Ergebung, Gott dankend, daß er die schrecklichen Qualen, die ich erwartet, bisher gnädig von mir abgewehrt. Meine

Gedanken waren bei meiner Mutter und bei den Freunden in Athen. Ein festes Vertrauen auf Gott stählte mein Herz. Auch meine Tyrannen schliefen nicht gut. Ein Wehklagen und Seufzen in ihrem Schlaf erschreckte mich oft. Mit dem ersten Tagesgrauen sandten sie 4 Leute auf die Berge von Euböa nach Beute. Sie kamen nach einigen Stunden mit Schafen, Weintrauben und andern Lebensmitteln zurück, die sie aus dem nächsten Dörfchen gestohlen, ließen Brodkuchen backen, die sie in der Asche rösteten und drehten die ganzen Lämmer, nachdem sie sie mit Lust geschlachtet, auf Stangen gespießt, am hohen Feuer. Nachdem sie sich gesättigt, holten sie meine Koffer hervor und fingen an sich in die Beute zu theilen. Ich mußte sie bald darauf in meinen Kleidern herumgehen, meine Vasen zerschlagen, meine antike Münzsammlung umherwerfen sehen. Nachdem sie sich wie die Kinder mit diesen Sachen belustigt und mich gefragt, wer den besten Handel gemacht, kam der Hauptmann zu mir und versicherte, er erkenne, daß ich von guter Geburt sei und achte mich; er wolle nur Geld, sonst werde mir kein Leides geschehen. Damit wünschte er mich nur zutraulich zu machen, um meinen Stand und mein Vermögen zu erforschen und zu erfahren, ob er viel Geld von mit erpressen könne. Ich äußerte dagegen, daß bei der großen Entfernung von meinen Eltern nicht viel Geld zu erwarten sei; in der Fremde, nur auf meine Freunde angewiesen, sei ich in Alles ergeben, was mit mir geschehen würde. „Sei es auch ein Jahr, wir wollen ihn halten, bis aus seinem Vaterlande die verlangte Summe ankommt!" rief der Hauptmann. „Laßt ihn uns lieber hängen, er wird uns tausend Spaß machen!" erwiederte die ganze Bande. Meine Behandlung wurde wieder schlimmer. An Flucht war auf dieser wüsten Felseninsel nicht zu denken, aber ich war entschlossen, wenn ich das Geringste merkte, daß sie sich anschickten, ihre schändlichen Pläne mit mir auszuführen, mich von dem Felsenhang hinabzustürzen, der sich am Ende der kleinen Insel befindet. Ich weilte größtentheils an dieser Stelle und suchte mich an den Anblick der Tiefe zu gewöhnen, aus der die Wellen gierig nach ihrem Raube hinaufzuschnappen schienen. Und wie ich in die Tiefe blickte, ergriff mich bald ein sonderbares Gefühl, ein Verlangen hinabzusinken, so daß ich mich wegwenden mußte, um nicht vor der Zeit meinen Entschluß auszuführen. Das Bejammernswerthe meiner Lage wurde noch erhöht durch meinen armen griechischen Bedienten, der von Verzweiflung entstellt die Hände rang und mit Thränen zu der Mutter Gottes betete. Und doch war seine Angst um mich größer, als für sich selbst. „Mich werden

TRU Raamatukogu

sie nicht tödten, sagte er, aber Dich, Herr; es ist bestimmt, wenn die Antwort aus Athen nicht günstig lautet." Die gefangenen Griechen werden von den türkischen Räubern je nach ihrem Vermögen verschieden behandelt. Wenn sie einen reichen Griechen fangen, so zwingen sie ihn, um ein Lösegeld nach Hause zu schreiben; kommt dieses nicht, oder zu wenig, so schneiden sie ihm ein Ohr ab und legen es in den Brief, den sie seinen Verwandten schicken; hilft das auch nichts, das andere, bis sie den Menschen verstümmelt umbringen. Die armen Griechen halten sie ungefähr 14 Tage als Ruderclaven und geben ihnen dann die Freiheit. Dies thun sie, um stets in gutem Vernehmen mit den Eingebornen zu bleiben, wie sie es denn auch in der That sind. Denn wenn der Hauptmann sich bei seinen Hin- und Herfahrten der Küste näherte und Menschen bemerkte, rief er ihnen zu: „Ich bin Ibrahim, Euer Freund, und grüße Euch!" und dann empfing er den Gegengruß. Nach einigen Tagen begaben sich die Piraten auf eine andere größere Insel zwischen Euböa und der Spitze von Thessalien: Pondikonisi (Mäuseinsel). Das Boot versteckten sie hier zwischen den Felsen, logirten sich selbst in eine Höhle ein und schickten Wachen auf die Höhen, die das Meer weithin durchspähten. Auf dieser Insel vergraben sie Alles, was sie an baarem Gelde gewinnen und in den Gängen der Höhle verstecken sie die geraubten Waaren. Der Hauptmann zeigte mir mit lächelnder Gierigkeit einen großen verschimmelten Kessel voll spanischer Thaler, die mit Oel eingeschmiert waren und die er zum Vergnügen nachzählte, indem er die mir geraubten geölt hinzufügte. Von dieser Insel begaben sie sich den folgenden Abend nach einer der Nebeninseln von Skiatho, auf der nur ein Kloster und ein Einsiedlerhaus steht, und kamen vor Sonnenaufgang rudernd daselbst an. Sie begrüßten die Mönche, die sie als gute Bekannte freundlich empfingen. Der Hauptmann erlaubte mir in das Kloster zu gehen, wenn ich wollte, indem er mich aus der Barke steigen und dahin begleiten ließ. Die Mönche trösteten mich theilnehmend und versicherten, daß das Schicksal schon Viele getroffen habe, priesen mich glücklich, daß ich noch so mild von ihnen behandelt würde, und brachten mir Blumen und Früchte um mich zu erheitern. Sie führten mich in die Kapelle, wo ich am Altar hingesunken süßen Trost, festes Vertrauen und segensreiche Hoffnung fand, und ein heißer Thränenstrom zum ersten Mal meine Brust erleichterte. Nachts fuhren wir wieder nach andrer Beute spähend fort und landeten gegen Morgen in einem kleinen Hafen bei Lithada. Dort machten die

Räuber manchen guten Fang: eine Barke mit Weintrauben und eine türkische Skuna mit Waaren beladen, deren Mannschaften sie durch Prügel zwangen ihr Geld herauszugeben. In der Freude über die reiche Beute, behandelten sie mich wieder milder, mich stets zum Essen auffordernd und brachten mir Wein, Mandeln und Trauben, die sie eben erbeutet; aber von all dem konnte ich nichts genießen, da ich Zeuge gewesen, wie es in ihre Hände gekommen war, und mir das Geschrei der armen Leute, denen es eben geraubt, noch in die Ohren drang. Hier hätte ich in der folgenden Nacht vielleicht entfliehen können. Die von Wein berauschten Seeräuber schliefen fest, ich lag wachend in einiger Entfernung von ihnen neben einem dichtbelaubten Strauch wilden Pfeffers, womit die ganze bergige Küste reich bewachsen ist. Aber ich mußte den Gedanken an Flucht aus Rücksicht auf meinen Bedienten fahren lassen, den ich dann einem gewissen Tode preisgegeben hätte. Der arme Junge, der mehr als ich litt, schlief in dieser Nacht grade in der Barke, während er sich sonst gewöhnlich Nachts, sein Loos und das meinige beweinend, zu meinen Füßen niederlegte. Am andern Tage fuhren die Räuber, nach der Theilung der andern Beute, wieder nach Pondikonisi, um ihren Raub zu verwahren. Wir waren jetzt mit den griechischen Sclaven unserer 30 und saßen eng an einander gedrängt in dem Boote. Unterwegs ereilte uns ein schrecklicher Sturm. Die Räuber waren kleinmüthig und verzagt und verbargen hinter Flüchen und Schimpfreden ihre Todesangst. Wie gräßlich war diese Gesellschaft in jener Stunde der Todesgefahr, die die Elemente drohten! „Dir ist das Alles eine Kleinigkeit, sagte mir der Hauptmann, denn ein Mylord ist an das Meer gewöhnt; wir aber kennen das Meer nicht und sind dem Lande mehr zugethan. Es ist ein hartes Gewerbe, Räuber zu sein. Aber habe ich erst so viel als ich brauche, dann gebe ich auch dies böse Gewerbe auf, komme vor Ali Pascha, bezahle das Schuldige und sehe zu ob er mir verzeiht, daß ich wieder in Ruhe leben kann." Wir erreichten endlich in steter Lebensgefahr die Insel Pondikonisi, wo der Sturm und die Wellen beim Landen das Boot an den Klippen fast zertrümmert hätten. Es waren schon die 11 Tage verflossen und noch keine Antwort aus Athen gekommen, doch suchte ich meine Peiniger noch mit der Hoffnung auf das Lösegeld hinzuhalten. Aus Furcht vor Verfolgung führten sie uns jedoch längs der Küste von Euböa südlicher hinab bis zu der Insel Leukonisi. Auf diesem nächtlichen Zuge wurden wieder ein Paar Böte genommen und die Schiffer gemartert, bis sie ihr Geld herausgaben; ei-

nigen aber, die nur ein Paar Thaler hatten, schenkten sie das Geld. Indessen hatte sich ein schleichendes Fieber meiner bemächtigt. Die Feuchtigkeit in der Nacht, die Sonnenhitze am Tage, die gespannte Sehnsucht nach Befreiung, die schlechte und seltene Nahrung hatten meine Gesundheit untergraben. Die Räuber, die dies bemerkten, wurden besorgt, es möchte ihnen sowohl der Gewinn des Lösegeldes, als auch die Freude mich zu martern und zu tödten entrissen werden. Bald schmähten sie mich auf brutale Weise, bald trösteten sie mich mit den sanftesten Worten, obgleich sie auf albanesisch berathschlagten, welchen Termin sie meinem Leben setzen sollten. Mein Zustand wurde immer unerträglicher. Schon war ich 16 Tage lang nicht aus den Kleidern gekommen; das Ungeziefer, das sie mir mitgetheilt hatten, plagte mich entsetzlich, doch ich verbiß die Qual in der Ueberzeugung, daß mein Elend nicht viel höher steigen könne und daß das Ende nahe sei. Wir befanden uns wieder auf dem Felsen des heiligen Nicolaos. Da sahen wir einen Kahn mit einem griechischen Geistlichen zu uns herarudern. Er brachte dem Hauptmann einen Brief mit der Nachricht von der Ankunft zweier Franken, die gekommen seien mich loszukaufen. Sie seien aber nach Trikieri gesegelt um Erkundigungen einzuziehen, wo ich mich befände. Dies verschaffte mir sogleich die Achtung der Piraten wieder und war für mich der heilsamste Trost in meiner Krankheit. Ich vermuthete sogleich in meinem Retter den treuen Haller, denn Cockerell hatte ich noch schwach und nicht völlig von seiner Krankheit genesen in Athen zurückgelassen. Ich schrieb sogleich, dankte dem treuen Freunde und schilderte meinen Zustand, der durch die Krankheit noch trostloser geworden war. Der Brief an den Hauptmann war von seinen Freunden in Cherochori abgesandt worden, und benachrichtigte ihn, daß er ein großes Lösegeld für mich fordern könne; er wurde sogleich sorgfältig zerrissen. Denselben Abend wurden die Seeräuber heftig erschreckt durch eine große Brigg aus Trikieri, die grade auf uns zusegelte. Die ganze Bande floh in der größten Hast auf die Berge von Euböa. Ich mußte, so schwach ich war, mich bis an einen verborgenen Ort schleppen, wo ich liegen blieb. Wachen wurden auf der Höhe ausgestellt, das kleine Boot mit den Räubern segelte kühn dem großen Schiff entgegen. Statt der erwarteten Feinde waren es aber Trikerioten, die expreß dazu gekommen waren, um die Räuber vor einer türkischen Fregatte aus Karisto, welche zu ihrer Verfolgung abgegangen sei, zu warnen; sie salutirten die Räuber mit drei Kanonenschüssen und riefen ihnen Heil und gute Stunden zu. In derse-

ben Nacht kamen endlich die Antworten aus Athen an. Sie brachten schlechten Trost. Fauvel bot nur 4000 Piaster und suchte durch Ueberredungen, die den Räubern gar nicht gefielen, auf sie zu wirken. Mein Tod schien entschieden. Der als Geißel zurückbehaltene Vater des Schiffers wurde freigelassen, was mich in meinem Verdacht bestärkt, daß dieser mit den Räubern im Einverständnisse gewesen sei. Auf diesen stieß zufällig Haller im Hafen von Cherochori, erkannte, nachdem er sich überall vergeblich nach meinem Aufenthaltsorte erkundigt, an ihm meine Schuhe, die er von den Piraten bei der Theilung meiner Sachen zum Geschenk erhalten und erfuhr auf diese Weise den Ort meiner Gefangenschaft. Am folgenden Morgen kam Hallers Dragoman selbst zu den Räubern, um mit ihnen zu unterhandeln. Mein Dank für dieses Wagestück war unaussprechlich. Die Räuber ließen sogleich meinen Bedienten in das Dorf Elleniko gehen, wo Haller auf genauere Kunde von mir wartete. Er brachte mir einen Brief mit, worin der treue Freund mit rührender Theilnahme das Verlangen aussprach, mich zu sehen, mich in meiner Krankheit zu pflegen, ja sich selbst den Räubern als Geißel für mich anbot. Man erlaubte mir, begleitet von zwei Räubern, selbst zu ihm zu gehen um ihn zu sprechen; ich konnte aber nicht weit kommen: entkräftet von meiner Krankheit, und von den letzten heftigen Eindrücken erschüttert, fiel ich am Wege nieder und schickte nach dem Freunde, um ihn zu sehen und zu umarmen. Alsbald stürzte er mir entgegen und durch einen Thränenstrom in seinen Armen fand ich Erleichterung. „Hüte Dich, es stirbt der Mensch auch vor Freude", riefen sogar die beiden Räuber, die mich begleiteten, und zwangen mich sogleich zurückzukehren. Ich konnte es zulassen, daß mein Haller mich zu der versammelten Räuberbande zurückbegleitete, da sie diejenigen, die einen Andern loskaufen kommen, in Ruhe lassen, ja mit Achtung behandeln, weil dies ihr eigenes Interesse verlangt, um auch in Zukunft sich ihren Handel nicht zu verderben. Unterdessen hat der Dragoman bei der Bande alle möglichen Vorstellungen und Ränke versucht, um ihre Forderungen mit dem Lösegelde herabzustimmen. Umsonst! Selbst auf ein Angebot von 11,000 Piastern gingen sie nicht ein, und weder Hallers noch meine Vorstellungen richteten etwas aus. Man schied in großem Zorn und ich nahm wie es schien auf ewig von dem Freunde Abschied, ohne Thränen, denn es stärkte mich ein festes Vertrauen auf Gott und eine wunderbare Ahnung der Rettung. Von den Piraten hatte ich nun alle Ungnade zu erleiden. Sie fuhren mich mit harten Drohungen an. Eine Flinte, die in der

Barke vermißt wurde, lenkte ihren Zorn von mir auf einen Griechen ab, der in einer der erbeuteten Barken gefangen genommen war. Er wurde mit Drohungen befragt, gemartert und hingestellt um erschossen zu werden. In Todesangst warf er sich auf die Knie; ich näherte mich dem Hauptmanne um für ihn zu bitten. Da springt der wüthendste der Räuber mit seiner Flinte auf und schießt auf seinen Kopf zielend. Der Schuß streifte dicht an meinem Ohr vorbei, ging aber, ohne zu treffen, durch des Griechen rothe Schiffermütze. Der Hauptmann ward über den Räuber erzürnt und ließ den Griechen in das Boot bringen. Auch mich schaffte man hinein und trat in der Barke mehrmals aus Verachtung mit den Füßen auf mich. Um Mitternacht, wie ich die Bande an einem hohen Feuer versammelt sah, wollte ich noch die letzte Vorstellungen bei ihnen versuchen, um ihr Mitleid, das ja auch selbst den Räubern nicht fehlt, zu erwecken. Sie antworteten mir, daß mein Schicksal schon entschieden sei. Und so war es. Die nachstellende türkische Fregatte, die die Bande nöthigte, sich wieder auf den Landraub in die Gegend des Oeta zurückzuziehen, und die Unmöglichkeit mich Kranken weiter mit sich fortzuschleppen, bewog sie, sich mit der zuletzt gebotenen Summe zu begnügen. Sie gingen noch in der Nacht zu Haller und erklärten sich bereit das Gebot anzunehmen; nur bat sich der Hauptmann, nach Art der Räuber, noch ein Kerakma, ein besonderes Geschenk, von mir aus, das er so hoch als möglich zu steigern suchte, und bewog mich, dies meinem Freunde zu schreiben. Das Papier, welches er mir dazu gab, war ein Stück meines interessanten Panoramas von Patras, das die Räuber zum Theil zu Patronen verbraucht hatten. Unter einem hohen Felsenabsturz der euböischen Küste harrten die Räuber, in Angst vor der nachstellenden Fregatte, auf die Ankunft des Lösegeldes. Ein hoher Rauch war das verabredete Zeichen, um Haller den Ort unsers Aufenthalts anzuzeigen, den sie aus jener Furcht nachts mehrmals wechselten. Sie schlachteten vier Lämmer, um meinen Befreier zu bewirthen, auf den spitzen Klippen, die die Wellen bespülten, sitzend, und sangen zu der in Griechenland so beliebten Melodie der Räuberlieder: „Es saßen 40 Räuber auf dem Olymp 40 kalte Nächte, an ihren Leibern faulten die Wämser, mit Blut beschmiert, Bo! Bo! Nacht und Mond." Mit den Lämmern beschäftigt fand uns der edle Haller, der ganz allein, die Goldsäcke schleppend, da ihn sein Janitschar aus Furcht im nächsten Walde verlassen hatte, ankam. Die Räuber wollten uns nun noch durchaus nöthigen, das bereitete Mahl mit ihnen einzunehmen, uns bis zum Abend

aufhalten und mich nicht unrasirt ziehen lassen. Von all diesen Forderungen, die zu ihren Gewohnheiten gehören, machte ich mich, mit Ausnahme den letztern, durch Hinweisung auf die Schwäche meines kranken Körpers frei; aber rasiren mußte ich mich noch mit meinem Bedienten von den blutigen Händen der Räuber lassen. Dann kaufte ich noch meine Gemmen und Münzen um einen besondern Preis von ihnen zurück und ging mit schwankenden Schritten, von Haller und meinem Dmitri geführt, in die goldene Freiheit. Das neue süße Gefühl wirkte zu stark auf mich ein, ich konnte mich kaum auf dem Pferde, das für mich im nächsten Walde bereit stand, erhalten und mußte schon im Dorfe Elleniko mich niederlegen um mich ein wenig zu erholen. Wir kamen darauf erst in der Nacht zu Cherochori an und ich fühlte ein heftiges Fieber in meinen Gliedern, so daß wir meines Zustandes wegen einige Tage hier bleiben mußten. Ich schickte sogleich einen Boten zu dem Schiffer, dem ich heimlich meine Zeichnungen und Papiere anvertraut, und hatte das Glück sie nach ein Paar Tagen ankommen zu sehen. So war denn wenigstens diese theuerste Frucht meiner Reise glücklich gerettet! Nun begaben wir uns langsam auf den Rückweg nach Athen; ich fühlte mich, dank den heilsamen Eindrücken der Freude und Freiheit, bald kräftiger, und nach 2 Tagen langten wir dort an. Die guten Athener, die alle von meinem Schicksal unterrichtet waren, riefen mir theilnehmend Heil und Glück bei meinem Einzuge entgegen. Mit Rührung sah ich meinen treuen Cockerell wieder, ich Abgezehrter, Elender traf ihn gesund und schön, den ich noch schwach verlassen und sah ihn mit Thränen der Freude und des Mitleids mich begrüßen. Die Folge all dieser heftigen Eindrücke und des grellen Wechsels in meinem Geschick war ein heftiges Fieber. Ich litt noch lange, doch fand ich die freundlichste und zarteste Pflege bei den treuen Freunden. Denn heilsam ist das Unglück den Menschen, es knüpft sie enger und fester zusammen und lehrt sie ihren Werth besser erkennen. Noch eine drückende Sorge lastete auf mir: 14,500 Piaster hatten meine Freunde für mich verwendet, den größten Theil dieser Summe aufgenommen und sich verpflichtet, sie in kurzem Termin wiederzuzahlen. Diese Summe fern von meinem Vaterlande durch Wechsel auf mein Kapital aufzutreiben, war in Griechenland rein unmöglich. Ich wandte mich also an den russischen Gesandten in Konstantinopel Chevalier A. d'Italinsky. Bis zum 14. Januar mußte ich in ängstlicher Spannung auf seine Antwort warten, von der meine Ehre und mein Schicksal abhing. Endlich kam dieselbe an und lautete sehr befriedigend. Der

Gesandte versicherte in den verbindlichsten Ausdrücken, sich meines Interesses annehmen zu wollen und sich für den Ersatz meines ganzen Verlustes bei der Pforte zu verwenden. Gropius, der in Salonich von meinem Unglück gehört, hatte schon früher ihn und die andern Minister davon unterrichtet und war selbst im Begriff gewesen mich aufzusuchen. Alsbald erhielt ich denn auch aus Konstantinopel einen Wechsel auf Livadia von 18,000 Piastern, hinreichend um das Lösegeld mit seinen hohen Zinsen, die Erneuerung meiner Garderobe und die Rückreise in die Heimath zu bestreiten. Der Wechsel mußte in Person präsentirt werden und ich begab mich daher in Cockerells Begleitung nach Livadia um das Geld zu heben. Zurückgekehrt trat ich in Athen noch der neubegründeten Gesellschaft der Philomusen bei, einem aus unserer frühern Verbrüderung entstandenen Verein atheniſcher Griechen, um die Alterthümer zu conserviren und junge Griechen zu ihrer Ausbildung ins Ausland zu schicken. So dauerte mein Aufenthalt in Athen im Genuß heiterer Gesellschaft und treuer Freundschaft und unter allerhand gelehrten und künstlerischen Beschäftigungen noch bis Anfang April; dann verließ ich den mir so theuer gewordenen Ort, um mit den Freunden zur Versteigerung des phigalischen Frieses nach Zante und von da weiter nach Wien zu reisen. Unterdessen waren auch Foster, der sich in Smyrna verheirathet, mit seiner Frau, und Linckh, der in Konstantinopel die Pest durchgemacht und durch manche harte Lebensgefahr und Prüfung gesetzter und religiöser geworden war, in Athen angekommen, alle in der Absicht nach Zante und von da in die Heimath zu reisen. Ueber Korinth und Patras ging es nun in der angenehmsten Gesellschaft nach Zante. Hier sah ich die schönen Reliefs noch mit den süßesten Erinnerungen wieder, an dem Ort, wo ich sie selbst hinschaffen und aufstellen geholfen. Die Versteigerung fand am 1. Mai statt und fiel zu Gunsten des Prinz-Regenten von England aus. Zwei Tage darauf segelten wir von Zante in der liebenswürdigsten Reisegesellschaft auf einem guten geräumigen Schiff nach den dalmatischen Inseln. Griechenland zu verlassen ist nach meiner genauen Kenntniß seiner Schönheiten so schwer als das Vaterland verlassen. Bald hatte es mir die Ferne auf ewig verdeckt; es wird mir stets Gegenstand der süßesten Erinnerungen meines Lebens sein." — So weit Stackelbergs griechisches Reisetagebuch.

Am 9. Mai landete die Gesellschaft bei der dalmatischen Insel Lissa. Dort verließ Stackelberg das Schiff und mußte 7 Tage lang Quarantaine liegen, die er dazu verwendete, sein Tagebuch durch die Geschichte seiner

Gefangenschaft zu ergänzen. Dann ging es rasch in Begleitung seines treuen Dmitri über Triest nach Wien, wo er den 18. Juni 1814 ankam.

Vier Jahre lang hatte der Aufenthalt Stackelbergs in Griechenland gedauert. Viele Mühseligkeiten hatten jene archäologischen Freunde während desselben zu bestehen gehabt und namentlich für Stackelberg war er mit den ernstlichsten Gefahren verbunden gewesen. Es ist ein gewiß überall selten vorkommender Fall, daß ein Mann, der in der Heimath im Kreise der Seinigen, das bequemste, ja glänzendste Leben hätte führen können, ohne von irgend einer Verpflichtung, einer beruflichen Forderung dazu angetrieben zu sein, allein aus edler Liebe für die Wissenschaft und Kunst, den Kreis einer zärtlich geliebten Familie aufgiebt, sein Vermögen und seine Gesundheit aufopfert, ja selbst sein Leben vielfältig aufs Spiel setzt; besonders selten aber dürfte der Fall wohl gerade unter den Bewohnern unsers Landes sein, wo die Strahlen humaner Bildung noch keineswegs in dem Maße, wie etwa in Deutschland, alle Schichten der Gesellschaft durchleuchtet und erwärmt haben.

Im Herbst 1814 kehrte Stackelberg zu dem lange von ihm ersehnten und nach ihm ebenso herzliches Verlangen tragenden Kreise seiner Familie in die Heimath zurück und verbrachte nun 2 Jahre in Rußland, theils in Estland bei den zahlreichen Gliedern seiner Familie, theils in St. Petersburg bei seinem Schwager Meyendorff. In der Residenz fand er auch bei der kaiserlichen Familie Anerkennung; doch alle Auszeichnungen, die ihm dort zu Theil wurden, galten nur dem Edelmann, dem berühmten Reisenden; um seine gelehrten und künstlerischen Bestrebungen hat man sich in der Heimath so gut wie gar nicht gekümmert.

Im Sommer des Jahres 1816 kehrte Stackelberg, zwar durch den Aufenthalt bei den Seinigen in seinem Herzen erfrischt, aber doch voll Sehnsucht nach dem Süden und den ihm so lieb gewordenen gelehrten und künstlerischen Beschäftigungen, nach Rom zurück. Zunächst ging er nun hier an die Herausgabe des phigalischen Frieses. Der ursprüngliche Plan wurde alsbald erweitert, indem nun alle bei der Ausgrabung zu Bassä aufgefundenen, zu dem Apollotempel gehörigen Bildwerke aufs vollständigste und treueste zu etwa ein Viertel der wirklichen Größe in der ursprünglichen Ordnung abgebildet und in einem beigefügten Texte beschrieben und erklärt werden sollten. Bei der Ausarbeitung des Textes hatte Stackelberg große Schwierigkeiten zu überwinden. Namentlich stieß er erst hier, bei seiner ersten gelehrten Arbeit auf mancherlei Lücken in seinem

archäologischen und philosophischen Wissen, welche auszufüllen ihm in Rom bei dem Mangel an Büchern äußerst schwer ward. Andrerseits lag ihm alles daran, daß seine Abhandlung eine den schönen Bildwerken entsprechende Gestalt gewinnen und an Ideenreichthum und Gründlichkeit auch den Fachgelehrten genügen möchte. Dazu kam, daß er an anhaltende gelehrte Studien und eine geordnete Thätigkeit bisher wenig gewöhnt war und daß seine Zeit durch die geselligen Beziehungen, in denen er zu zahlreichen ihm sehr lieben Bekanntenkreisen in Rom stand, vielfach zersplittert wurde. Durch all dies ist es erklärlich, daß der Text nur sehr langsam vorwärts schritt, daß schon fertige Partien mehrmals wieder aufs neue umgearbeitet wurden, und daß selbst noch während des Druckes immer neue Zusätze und Aenderungen ihm nöthig erschienen. Auch der Mangel an Geldmitteln war der raschen Vollendung eines so umfangreichen und kostspieligen Werkes hinderlich. Stackelbergs Briefe in die Heimath aus dieser römischen Zeit sind voll von Klagen über beständige Verspätungen oder gänzliches Ausbleiben von Geldsendungen; aber es scheinen schon damals seine Finanzen, wohl in Folge der weiten und kostspieligen Reisen und seiner sorglosen Lebensweise — denn was man einen guten Wirth nennt, ist Otto v. Stackelberg nie gewesen — ziemlich derangirt gewesen zu sein, so daß es seinen Geschäftsführern in der Heimath auch beim besten Willen schwer, ja unmöglich sein mochte, seine allzuoft wiederholten Wünsche nach neuen und größern Geldsendungen zu befriedigen. Er war deshalb zu wiederholten Malen mit deutschen wie mit französischen und englischen Buchhändlern in Unterhandlungen getreten, um sie zu vermögen, sein Werk in Verlag zu nehmen; aber sei es, daß diese aus Furcht, das Risico für ein so kostspieliges Werk von einem bis dahin noch unbekannten Gelehrten zu übernehmen, ihn mit leeren Versprechungen, wie Stackelberg oft klagt, hinhielten, oder daß es Stackelberg bei dem Mangel eigener Erfahrung und Gewandtheit in derartigen Geschäften, auch an zuverlässigen und sachverständigen Rathgebern, die sein Interesse in diesen Angelegenheiten gehörig wahrgenommen hätten, fehlte: genug, diese Buchhändlerunterhandlungen zerschlugen sich stets, und Stackelberg sah sich doch endlich genöthigt, das Werk auf eigene Kosten stechen und drucken zu lassen. Sodann traten neue Pläne zu gelehrten Arbeiten, an deren Ausführung er sich nach seiner Gewohnheit, im Feuer des ersten Interesses, sogleich mit ganzem Eifer machte, bevor noch das erste Werk vollendet war, diesem hinderlich an die Seite, und das gleichzeitige Arbeiten an 3—4 Werken, die alle einen großen

Aufwand von Thätigkeit beanspruchten, zersplitterten seine Kraft so sehr, daß jedes einzelne derselben unendlich spät zur Vollendung gedieh, gewöhnlich nachdem schon längst vorher andere, raschere und industriellere Gelehrte, oft auf Kosten der Redlichkeit, theils durch vorläufige Ankündigung der Funde und Ideen Stackelbergs, theils durch Veröffentlichung von wenn auch schlechten und ungenauen Abbildungen der von ihm herauszugebenden Bildwerke, das Interesse des Publikums vorweggenommen hatten, was natürlich seinen eigenen Werken bei ihrem endlichen Erscheinen erheblichen Schaden that und einen nur einigermaßen nennenswerthen Ersatz seiner Bemühungen und großen materiellen Opfer verhinderte.

Das äußere Leben Stackelbergs gestaltete sich in Rom überaus angenehm und erfreulich. Das Klima und die herrliche Natur Italiens sagte seiner, an den Süden sich immer mehr gewöhnenden Natur ungemein zu, so daß seine Gesundheit, die in Griechenland mehrmals bedrohlich erschüttert worden war, wenigstens in den ersten 8 Jahren seines römischen Aufenthalts, einige vorübergehende Erkältungen abgerechnet, durchaus unangefochten blieb; die stete Umgebung mit Kunstschätzen und mit den großartigen Denkmälern der Vorzeit bot sowohl seinem Sammeleifer immer neue Nahrung dar, als sie auch seine kunstgeschichtlichen Studien in hohem Grade begünstigte; der Zusammenfluß alles der Bekanntschaft auf dem Gebiete der Kunst Würdigen in der großen Weltstadt gab seinem Geiste immer neue Anregung; der Umgang mit einem auserlesenen Kreise für die Kunst angeregter Freunde, unter denen er selbst, der begabte Künstler und gründliche Kenner, der feine Weltmann, der liebenswürdige Mensch, jederzeit besonders willkommen war: alles dies machte die Jahre seines Aufenthalts in Rom mit zu den behaglichsten und angenehmsten seines ganzen Lebens, und ist wohl wenigstens ebensosehr der Grund, weshalb er sich zur Rückkehr in die Heimath nicht entschließen konnte, ja selbst einen lange schon verheißenen Besuch der Seinigen immer wieder aufs neue hinausschob, als der Wunsch, die von ihm begonnenen gelehrten Arbeiten zuvor zu beendigen.

Stackelberg wohnte zu Rom in der Strada Gregoriana, zuerst in Claude Lorrain's, dann in Poussin's, dann lange Zeit in Salvator Rosa's Hause, in einer Gegend der Stadt, für die, wie man sieht, seit alten Zeiten die Künstler eine besondere Vorliebe hatten, deren Lage aber auch wegen der reizenden Aussicht dem Landschafter und Naturfreund besonders anziehend sein mußte. Unter den Freunden, die ihn damals besonders

fesselten, ist vor allen andern der Legationssecretär der hannövrischen Gesandtschaft Kestner zu nennen.*) Schon bei Stackelbergs erstem Aufenthalte in Rom war er mit ihm befreundet, indem die gemeinsame Liebe zu den schönen Künsten die beiden Männer rasch einander näherte. Kestner war auch poetisch begabt, und von ihm wird unter Anderm ein Trauerspiel Sulla erwähnt, das im Jahr 1822 im Druck erschien. Bald nach Stackelberg war jetzt auch Kestner nach Rom zurückgekehrt, wo er auf der reizenden Villa di Malta wohnend, nicht allein als persönlicher Freund, sondern auch als Beförderer und zum Theil Rathgeber und Helfer bei Stackelbergs gelehrten Arbeiten, als Inhaber einer kostbaren Antikensammlung und Mittelpunkt eines bald zu erwähnenden gelehrten Vereins höchst anregend und wohlthätig in Stackelbergs Leben und Entwickelung eingriff. Durch Kestner wurde auch Stackelbergs Bekanntschaft mit dem hannövrischen Gesandten Reden vermittelt. Bei der liebenswürdigen Redenschen und in der ebenfalls in Rom für längere Zeit weilenden sächsischen gräflich Baudissinschen Familie brachte Stackelberg in heiterer Geselligkeit die angenehmsten Stunden dieses seines zweiten römischen Aufenthaltes zu. Ferner verkehrte er viel mit dem Landschaftsmaler Linckh, der schon seine Expedition nach Griechenland mitgemacht hatte, desgleichen mit Bröndsted, dem Haupte jener Expedition, der jetzt als königl. dänischer Chargé d'affaires in Rom lebte; mit den sonstigen Gliedern derselben, zumal mit Cockerell, der als Architekt in London mit dem Bau von Kirchen und Palästen betraut war, wurde ein anregender Briefwechsel unterhalten.

Bis zum Jahre 1820 waren die Zeichnungen und der Stich der phigalischen Bildwerke vollendet, nachdem noch als Vignetten zu dem Werke eine Ansicht der Grabungen selbst sammt der ganzen antiquarischen Niederlassung der dabei betheiligten Gelehrten an dem Orte des Fundes, desgleichen eine Ansicht von dem Innern des Tempels und eine fortlaufende Darstellung des ganzen Frieses in verkleinertem Maßstabe auf einem einzigen Blatt, wo das in Wirklichkeit Fehlende oder nur in Fragmenten Erhaltene von Stackelberg sinnreich ergänzt ist, hinzugekommen waren. Noch länger dauerte es mit der Vollendung des Textes, an welchem der Verfasser bis 1823 arbeitete. Unterdessen wurden Unterhandlungen mit einem englischen Verleger wegen Uebernahme dieses Werkes gepflogen, welche Cockerell in London vermittelte. Doch zerschlugen sich dieselben; zum Glück,

*) Er war der Sohn von Werther's Lotte. Vgl. das von ihm herausgegebene Buch: Göthe und Werther, Stuttg. u. Tüb. 1855.

da die betreffende englische Buchhandlung bald darauf Banquerott machte. Ebenso blieben die Unterhandlungen mit Cotta in Tübingen erfolglos. Inzwischen war in England schon eine Edition des phigalischen Frieses erschienen. Stackelberg schreibt darüber an seine Schwester im Juni 1822: „Vor einigen Tagen ward mir zum Geschenk der Theil des britischen Museums zugeschickt, der die englische Edition des phigalischen Frieses enthält. Sie ist recht schlecht ausgefallen; nicht allein, daß die Zeichnungen und der Stich der Bildwerke dem Denkmal aus der besten Griechenzeit nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen: auch der beigefügte Text, der nicht einmal eine Erklärung derselben enthält, ist von großer Trockenheit und Dürftigkeit. Von der Anordnung des ganzen Frieses und von dem Tempel selbst erhält man noch keine Idee. Auch sind die Abbildungen des Frieses nur den dritten Theil so groß als die meinen, geben daher vom Detail so gut wie nichts. Also kommt meine Arbeit, in welcher ich all diesen Mängeln abzuhelfen und alles zu vereinigen gesucht habe, was sich über diesen Gegenstand sagen läßt, nicht zu spät; ich darf vielmehr hoffen, wenn sie wirklich so gelungen ist, wie man mir sagt, einigen Ruhm dabei zu erwerben, daß ich Andere bei demselben Gegenstande übertroffen habe. Das Manuscript des Textes las ich heute zum ersten Mal einem Menschen vor (nämlich seinem Freunde Kestner, der eben auf ein Paar Monate nach Deutschland reiste und dem Stackelberg die Besorgung des Druckes in Frankfurt auftrug) und erhielt ein sehr günstiges Urtheil." In einem etwas spätern Briefe heißt es: „daß die Unterhandlungen mit den Buchhändlern sich zerschlagen, ist meinem Werke nur förderlich gewesen: ich hätte mich dann wohl mit der Herausgabe übereilt und wesentliche Veränderungen und Zusätze weggelassen, also etwas Unvollständiges in die Welt gesandt, gleich denen, die vor mir diesen Gegenstand behandelten. Indeß wer weiß, ob nicht manches doch noch weiter ins Klare gesetzt werden könnte, und auch meine Arbeit bei aller Sorgfalt, die ich angewandt, bloß Stückwerk bleibt;" und ein andermal: „Ich habe mein Werk noch mit einer Reihe erläuternder Anmerkungen und gelehrter Excurse versehen, die sich auf später gesammelte Beweise aus manchen Schriftstellern beziehen, und die, hinzugedruckt, neue Ansichten eröffnen werden. Die Kette der Gedanken ist nicht zu ermessen, wenn man nur irgend etwas erforscht, und man kann eigentlich nie sagen, daß man etwas vollendet habe." — Den Stich und Abdruck der Kupfer beaufsichtigte Stackelberg selbst; er hatte zu diesem Ende in seinem Hause eine Art Privatdruckerei eingerichtet und

im Juli 1823 waren bereits 200 Exemplare Bildwerke abgezogen und wurden nach Deutschland geschickt, um mit dem nun endlich fertig gewordenen und dort zu druckenden Texte vereinigt zu werden. Dennoch dauerte es bis zur Vollendung des Druckes noch volle 3 Jahre, und Stackelberg klagt oft in seinen Briefen über diese Verzögerung, so z. B. in einem vom September 1825, in welchem zugleich über die auch sonst wohlbekannte Indiscretion gewisser deutscher Gelehrten Beschwerde geführt wird. Es heißt da: „Mir ist in diesen Tagen von dem bekannten Alterthumsforscher Hofrath Böttiger ein Brief und eine Empfehlung durch den jungen Kügelgen zugekommen, in welchem er mir unter Anderm anzeigt, daß er im 3. Bande seiner Amalthea einen meiner Briefe größtentheils abdrucken lassen. So hat man sich mit den schreibseligen deutschen Gelehrten vorzusehen. Bald darauf erhielt ich die Amalthea selbst als Geschenk von ihm und las den Quark. Wenn doch die Welt einmal etwas Ordentliches von mir zu lesen bekäme; aber nun wird schon seit 2 Jahren wieder in Deutschland mit dem Druck meines Werkes gezögert, daß ich befürchten muß, mein Werk über die Alterthümer wird selbst zu einem Alterthum und ich komme am Ende meines Lebens nicht einmal dazu, die Frucht meiner Arbeiten zu ernten, oder die Frucht wird früher von Andern abgelesen, als ich zu ihrem Genuß gelange. So manches wurde schon von Andern ausgebeutet, was ich zuerst in diesem Werke berührte. Gut ist's daß ich so viel hineinlegte, so daß ich eine völlige Erschöpfung der behandelten Stoffe nicht zu befürchten habe." — Daneben wurden nun aber im Jahre 1823 von Stackelberg zwei neue Werke begonnen, zu welchem das Material ebenfalls auf der Reise und während des Aufenthalts in Griechenland gesammelt worden war: „die Gräber der Hellenen" und „Trachten und Sitten der Griechen." Das letztere Werk, von dem sich Stackelberg bei der Liebhaberei der damaligen Welt für fremde Costüme nicht ohne Grund auch materiellen Gewinn versprach, wurde mit ganz besonderm Eifer gefördert. Es sollte heftweise erscheinen und etwa 50 Blätter in 2 Abtheilungen enthalten. Die Herausgabe des ersten Heftes (5 Blätter), das schon im Jahre 1823 gestochen und colorirt war, wurde durch die Weitläuftigkeit und Saumseligkeit der päpstlichen Behörden verzögert, von denen Stackelberg sich ein Privilegium Sr. Heiligkeit gegen Nachdrucker und Copisten auswirken ließ; es erschien deshalb erst im Anfange des folgenden Jahres zu Rom und wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Ueber den Beschäftigungen für die Herausgabe dieser Werke mußten

die eigenen Productionen ganz in den Hintergrund zurücktreten. „Ich bin, so schreibt er an seine Schwester, sehr wenig in der Kunst vorgeschritten. Mit der Oelmalerei habe ich mich jetzt gar nicht beschäftigen können, und jede Idee, die sich seit Jahren schon aus meinem Kopfe frei machen wollte, ist von mir selbst immer gewaltsam zurückgedrängt worden, um nur den einen Zweck der unternommenen literarischen Arbeiten zu verfolgen." Dagegen wurde eine andre Kunst, die Stackelberg sonst auch mit großer Vorliebe gepflegt, seit lange aber vernachlässigt hatte, die Musik, durch den Umgang mit der höchst musikalischen Baudissinschen Familie und durch die Anregung von Seiten vieler in Rom anwesender Musiker, z. B. Paganini's, Rossini's, Meyerbeers, wieder mit Eifer aufgenommen.

Gegen Ende des Jahres 1820 traf Stackelberg vielleicht der schwerste Schlag seines Lebens. Seine zärtlich geliebte Mutter, der er während seines ganzen Lebens mit der treuesten Zuneigung angehangen, die bisher gradezu der Mittelpunkt seines ganzen Denkens und Schaffens gewesen war, da er alles, was er in seinem äußern Leben und in der Tiefe seines Gemüthes erfuhr, auf sie zu beziehen gewohnt war, wurde ihm durch den Tod entrissen. Die Erinnerung an diesen Verlust begleiteten ihn, kann man sagen, durch sein ganzes ferneres Leben, und wenn auch die grade in jener Zeit sich drängenden gelehrten Beschäftigungen, sowie das bewegte gesellschaftliche Leben in Rom es ihm nicht gestatteten, sich allzulange in seinen Schmerz zu versenken, so überließ er sich zumal in den Briefen an seine Lieblingsschwester Charlotte um so rückhaltsloser einer düstern Schwermuth und der wehmüthigen Erinnerung an die Hingeschiedene. Ihren Geburtstag, den 27. Februar, pflegte er stets, so lange er in Rom weilte, allein oder allenfalls in Begleitung eines vertrauten Freundes, gewöhnlich in der freien, hier schon den Frühling athmenden Natur zuzubringen, in trübe Gedanken versenkt und ausschließlich mit der Erinnerung an sie beschäftigt. Noch bis in die letzten Jahre seines Lebens klingen in seinen Briefen die rührendsten Klagen um die theure Abgeschiedene durch. So heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1824: „Wie im verwichenen Jahre ging ich an diesem Tage (dem Geburtstage der Mutter) mit meinem guten Kestner auf die Wiese von Pamphili, wo die ersten Anemonen blühten, dieser Gruß, den die junge Erde dem Menschen bringt, und ich dachte mit bewegtem Gemüthe derer von meinen Lieben, die sie schon in ihrem Schoße birgt und derer, die noch auf ihr wandeln. Ich dachte mir, daß der Blumengruß der Mutter Erde auch mir gelten könne, von dem

sie das Theuerste, unendlich Vermißte und Ersehnte in sich aufnahm. Ich pflückte die freundlich blickenden Blumen und stellte sie hernach vor das Bild, in welchem sie mir noch so erscheint, wie sie vor mir saß, als ich es malte, mit unaussprechlicher Liebe mich ansehend und mir Beifall gebend, wie sie war in jenen glücklichen Tagen unsers Zusammenlebens, jenen Tagen, die nimmer wiederkehren." — Wie in Stackelbergs Leben das Gebiet der Ahnungen, Vorzeichen, Träume u. s. w. überhaupt eine große Rolle spielt, so war ihm auch dies Ereigniß durch ein Vorzeichen vorher verkündet worden. Er besaß einen Ring mit dem Haar der Mutter, den er Abends mit seinen übrigen Ringen abzuziehen und auf seinen Toilettentisch zu legen pflegte. Eines Morgens fand er das Haar in dem Ringe zu Staub zerfallen. Da dies schon im Sommer vor dem Tode der Mutter geschehen war, wo es noch zu einer Reise in die Heimath, um die geliebte noch einmal zu sehen, Zeit gewesen wäre, hat es Stackelberg hernach oft genug schmerzlich bedauert und sich mit peinlichen Selbstvorwürfen gequält, daß er nicht dies Vorzeichen gewissenhafter beachtet hatte.

Der Tod der Mutter scheint Stackelberg den Gedanken einer Rückkehr in die Heimath oder wenigstens eines Besuches bei den Seinigen für den Augenblick wieder nahe gebracht zu haben; wir sehen ihn seitdem jahrelang mit dem Entschluß kämpfen, ohne daß er es doch über sich gewinnen konnte, den schönen Süden, an den sich seine ganze Natur gewöhnt hatte, und seine gelehrten Beschäftigungen, für die, wie er wohl einsah, sich in der Heimath kein geeigneter Boden fand, zu verlassen. So kam es denn erst 13 Jahr später, als seine geistige Kraft in Folge anhaltender körperlicher Leiden bereits gebrochen war, zu dieser lange beabsichtigten Reise zu den Seinigen. Er sah die Heimath eigentlich nur wieder, um dort zu sterben. Doch verlor er auch in der Fremde niemals das Interesse für sein Geburtsland. In dieser Beziehung heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1821 an seine Schwester Charlotte, die im vorhergehenden Jahre an einen Baron Korff verheirathet worden war, Estland verlassen, ein Gut bei Narwa in Ingermannland bezogen und ihm jetzt den Vorschlag gemacht hatte, ein zum Verkauf ausgebotenes Landgut in ihrer Nähe zu erstehen: „Ein trostreicher Gedanke ist es mir, in Eurer Nähe den Traum meines Lebens zu beschließen, der in der letzten Zeit immer düsterer geworden ist. Doch fiele es mir schwer, Estland zu verlassen und mich ganz an Russen zu gewöhnen, weil mich doch eine Art ritterlicher Gesin-

nung an die deutsche Colonie bindet und das Geburtsland selbst (und seien auch nur Haiden und Wälder darin) Jedem einen unverlöschlichen Eindruck und eine Vorliebe zurückläßt, die unübertragbar ist. Auch hoffe ich auf meine Landsleute wirken zu können und manches Talent, das wegen der Beschränktheit dort herrschender Begriffe zu keiner Entwickelung gelangen kann, wenn Gott will, durch mein Beispiel auf den rechten Weg zu leiten. Aller Lebensglanz, alle Kunst und alle Wärme eines höhern Strebens fehlt unsern guten Landsleuten noch ganz. Ich ward, ohne es selbst zu wissen, grade auf die Kunst gerichtet und suchte allmälig die wenigen, mir von der Vorsehung verliehenen Anlagen zu entwickeln; wie wenig ich auch bei meinen redlichen, heißen Bemühungen hervorbringen kann, mein Leben wird doch als ein Versuch, etwas in dem bei uns so vernachlässigten Felde geistiger Hervorbringungen zu leisten, nicht ganz wirkungslos bleiben, und ich sehe dies als die Bestimmung meiner ganzen Existenz an. Bessere werden folgen und, durch diese Anregungen geleitet, zu etwas Schönem und Bleibenden gelangen und in dem starren Norden schöpferische Funken zeugen". Und in einem Briefe des folgenden Jahres: „Wie man in unserm lieben Vaterlande sich auch zu beeifern anfängt, sah ich kürzlich aus den Dörptschen Beiträgen, welche mir Morgenstern neulich durch den jungen Maydell, einen angehenden Künstler, übersandte. Einem von der Launitz aus Kurland, den ich kenne, ist vom Kaiser eine bedeutende Bestellung zweier colossaler Porträtstatuen gemacht worden. Mehreres scheint sich nach jenen Dörptschen Beiträgen noch bei uns zu entwickeln; ich lese darin sogar von Dichtern und Schriftstellern". In einem Briefe aus dem Jahre 1824 heißt es: „Es wäre nicht rathsam, eine Reise zu Euch im Winter zu unternehmen, in ein Land, wo selbst Frühling und Sommer nur ein grüner Winter ist. Dir kann ichs vertrauen, daß mir der Gedanke, vielleicht auf immer Abschied vom Süden und den hiesigen Freunden zu nehmen, so unendlich schwer wird, fast so schwer, als von den Geliebten im Vaterlande getrennt zu leben ... Was aus mir bei Euch werden soll, weiß ich nicht; was ich bei Euch treiben soll, sehe ich nicht klar ein; soviel steht fest, daß ich von Kunst und Wissenschaft, als der Nahrung meiner Seele, nicht ablassen kann. Gebe Gott, daß sie auch in unsere Heimath verpflanzt werden möchten! Stände es in meinen Kräften, dazu etwas beizutragen und fänden sich empfängliche Gemüther, es ließe sich dort ein edler Wirkungskreis eröffnen". Aber ein ander mal heißt es wieder: „Mit einer Reise nach Estland könnte wohl keine andere Absicht verbunden

sein, als die, wieder einmal eine Zeit lang mit Euch zu leben, denn was sollte ich sonst in der Heimath suchen, da ich nur im Auslande einige Aufmerksamkeit erregte und geschätzt werde! Was soll ein Gärtner unter Ackersleuten? Wie werden ihn diese empfangen, wenn er mit seinen Rosen auf ihre Kartoffelfelder kommt? Wird für mich bei Euch ein Bleiben sein?"

Unterdessen lebte Stackelberg in Rom, seine Zeit zwischen gelehrte Beschäftigungen und die angenehmsten geselligen Beziehungen zu seinen römischen Freunden theilend, und den Gedanken an eine Rückkehr in die Heimath nur gelegentlich in Briefen an die Seinigen verfolgend, weiter fort. Im Jahre 1822 feierte er den Geburtstag seiner Freundin, der Gräfin Baudissin, durch ein sinniges Geschenk, indem er ihr jene oben erwähnte Zeichnung des phigalischen Frieses in fortlaufender Darstellung doch verkleinertem Maßstabe in einem mit Pfeilen gefüllten Köcher aus vergoldeter Bronze, aus dem die Rolle hervorgezogen und in den sie wieder eingewickelt und verborgen werden konnte, überreichte. Das diese Gabe begleitende, übrigens in der Form ziemlich mangelhafte Gedicht fügen wir hier bei, weil es eine vollständige Deutung des ganzen Friesreliefs in aller Kürze enthält. Der Köcher selbst spricht:

„Durch den Zauber der Kunst mit stummer Rede begabet
Kann ich, Apollos Geschoß, seines Gesanges erfüllt,
Jetzo selbst Ruhmthaten des strahlenden Gottes verkünden,
Der mit der Lyra Klang ordnet den Reigen des Alls,
Und mit der Strahlen Pfeilen Vergeltung sendet dem Unheil. —
Als fanatischer Sinn beide Geschlechter entzweit',
Als in Gebirgen roh Halbmenschen die Wälder bewohnten,
War er Schutz und Hort Hellas gesittetem Volk
Im Amazonenkampf und im schweren Kampf mit Centauren,
Wo, in Entfaltung, war Blüthe der Menschheit bedroht.
Aber im peloponnesischen Krieg den hadernden Griechen
Zürnend, sandt' er der Pest völkervergiftenden Pfeil.
Und sie bautem ihm Tempel, sie riefen und bildeten selbst ihn,
Zu verhöhnen den Gott, ihn zu mahnen der Zeit,
Wo er gewandelt unter den Menschen, ihre Gebete
Hörend, ein Retter kam. Solches in Marmor erschuf,
Epischer Hymne gleich, die den Altar umkreiset im Chortanz,
Bei dem phigalischen Bau Phidias' Bildnergeschlecht.

Nun sich gewendet die Welt, kehrt Wirkung wieder zur Ursach'
Und in den Köcher gehört sühnender Bildungen Sinn.
Aber unschädlich sind meine Pfeile, denn hold ist der Gott Dir,
Dessen segnendes Licht heute zuerst Du geschaut.
Als er der Lyra gefällige Tön' entlockte, so gab er
Dir wie Deinem Gemahl, Freude den Menschen zu sein".

(Die letzten Verse beziehen sich auf die musikalische Begabung des Baudissinschen Ehepaares). — Ebenso wurden die Familienfeste in der Familie Reden von Stackelberg, Kestner, Linckh, den ein zarteres Interesse besonders an diese Familie fesselte, und anderen auserlesenen Freunden, nicht selten unter Mitwirkung der Künste, und zumal der Poesie, gefeiert. Auch den Christabend pflegte Stackelberg immer bei einer der genannten Familien, wo die Bescherung jedesmal in irgend eine durch die Kunst verschönte Form gekleidet wurde, zuzubringen. Desgleichen wurden in dieser Gesellschaft nicht selten kleine Ausflüge in die Umgegend Roms unternommen. Einen mehrtägigen Aufenthalt in Tivoli im Juni 1822 bei der Familie Reden, die daselbst den Sommer zubrachte, beschreibt Stackelberg in einem Briefe an seine Schwester, besonders lebendig. Die jüngste Tochter des Gesandten war eben Linckh's Braut geworden, und das Brautpaar wurde nun von den Bewohnern der kleinen Stadt mit besondern Auszeichnungen gefeiert. „Kaum zeigt man sich auf der Straße, schreibt Stackelberg, so springt der Herr Gonfaloniere vor die Hausthür, schon seit Sonnenaufgang in brillanter Uniform, macht ein tiefes Compliment, nennt das Haus, wo an dem Tage das Fest stattfinden wird, zeigt die Straße, die man fahren soll, bittet die Stunde nicht zu verfehlen und dgl. Er kommt mir vor wie ein Wirth, der seine Gäste mit vorgebundener Schürze empfängt, und sichs recht sauer werden läßt, im Schweiße seines Antlitzes Vorbereitungen für sie zu treffen. Eines Tages war ein Concert angekündigt; das dazu nöthige Fortepiano wurde von den ministeriellen Gästen, denen das Fest galt, selbst geliehen. Das Fortschaffen desselben war merkwürdig; der Gonfaloniere selbst trug es mit Hülfe anderer hohen Personen. Das Concert war sehr angenehm und es wurde gut gesungen; aber nach der ersten Nummer drängte sich ein Poet hervor und rief mit lauter Stimme, daß er ein Gedicht gemacht und sich die Ehre nehmen wolle, es bei dieser hocherfreulichen Gelegenheit vorzulesen. Der Herr Gonfaloniere war über diese Störung des Programms höchst entrüstet; Geschrei und Tumult entstand und machte ein zu der schönen Musik stark contrastirendes Inter-

mezzo. Der Gonfaloniere verwandelte, um seine Autorität, seine Macht und Größe den fremden Gästen zu zeigen, das Concert in eine Gerichtssitzung; Gensd'armen wurden herbeigeführt, die Herren, die sich mit dem Poeten balgten, getrennt, und der arme Poet selbst endlich aus dem kerzenerhellten Saale in die finsterste Höhle eines Gefängnisses geworfen. Gleich darauf hob die sanfte Musik wieder an, und mit einer gewissen Selbstgefälligkeit klatschte der Gonfaloniere nun stärker als jemals. Die angenehme Musik verlöschte nach und nach den peinlichen Eindruck des übeln Intermezzos, und wir gingen alle froh auseinander, obgleich die Fackeln, um uns Hoheiten zu geleiten, erloschen waren und wir durstig und müde im Dunkeln umhertappen mußten, denn man hatte auch alle Erfrischungen vergessen, und obgleich der Gonfaloniere während des Concerts mehrmals acqua, acqua! gerufen hatte, so erfolgte doch nichts für unsere verschmachtenden Kehlen, da auch selbst das Wasser von den Durstenden consumirt war". Ein andermal gerieth der Gonfaloniere wegen eines Feuerwerks mit einem Barbier in Streit, der das Recht beanspruchte, es vor seinem Hause abbrennen zu lassen, und dem zum Trotz unter Zank und Lärm die Raketen in einer ganz andern Gegend der Stadt aufstiegen. Die Freude an dem vortrefflichen Feuergetriebe und den Kanonenschlägen hatte nun außer den gefeierten Gästen der Magistrat allein, der sein Bravo laut erschallen ließ, so daß die Gäste verstummten". — Linckh wohnte damals in nächster Nähe seiner Braut auch für den ganzen Sommer in Tivoli, in der schönen Villa d'Este, wo Ariost seinen Roland schrieb. — Zu einem weitern Ausfluge nach Florenz im September desselben Jahres wurde Stackelberg wieder durch die Absicht eines Besuchs der Familie Baudissin, die sich in jenem Sommer dort aufhielt, veranlaßt. Die Reise wurde mit einem Courier in 36 Stunden in Gesellschaft des portugiesischen Gesandten gemacht. Florenz war ihm zwar schon von früher her sehr genau bekannt, doch ward jetzt noch manches, was er ehemals zu sehen versäumt hatte, besucht, und was er sehnlichst wiederzusehen wünschte, nochmals in Augenschein genommen. Die Rückreise mit der Baudissinschen Familie geschah mit größerer Muße und ging über Perugia, wo jeder Ort an Raphaels Leben und Wirken erinnerte und überall Spuren seiner Hand und Erinnerungen aus seinen Gemälden angetroffen, auch unverhoffte Funde von andern Kunstwerken aus guter alter Zeit abwärts von der Landstraße gemacht wurden. Außer den genannten Freunden gab es noch andere, besonders für die Kunst interessirte Personen, namentlich aus

dem Kreise der fremden Gesandten, bei denen Stackelberg sowohl wegen seiner liebenswürdigen Persönlichkeit als auch zumal, weil man von ihm guten Rath in Kunstsachen zu erlangen hoffte, sehr gern gesehen war: so der russische Gesandte Italinsky, ehemals in Constantinopel, wo er Stackelberg schon zur Wiedererlangung seines Lösegeldes von der türkischen Regierung sehr nützlich geworden war, „der gute Alte", wie ihn Stackelberg nennt, „verehrungswürdig durch Wissenschaft und Gutmüthigkeit, doch in Ansichten verschieden"; der portugiesische Gesandte Graf Mello; ferner Fürst Poniatowski, der Besitzer einer kostbaren Gemmensammlung, der dieselbe aber aus Unkenntniß mit falschen Steinen vermehrte und wenn man ihm die Augen darüber öffnen wollte, vor Aerger außer sich gerieth, dessen „sonstige Unterhaltung indessen wie sein Diner vortrefflich war"; endlich der reiche Demidoff, der in seinem Palast französisches Theater für seine Gäste gab, und die Fürstin Wolchonsky, an deren Liebhabertheater sich Stackelberg selbst oft thätig mitbetheiligte.

Auch vorübergehende anziehende Bekanntschaften wurden gemacht, so z. B. die des Lord Hastings, ehemaligen Vicekönigs von Indien, „eines altmodischen Mannes von besonderer Redlichkeit". Besonders interessirte auch Stackelberg das romantische Schicksal einer halb seiner Heimath angehörigen Dame, der Lady Newborough, vorher in Estland an einen Baron Ungern-Sternberg verheirathet und dort auch mit Stackelbergs Familie bekannt und befreundet geworden. Dieselbe hielt sich damals in Italien auf und glaubte eben nach dem Tode ihres vermeintlichen Vaters die Entdeckung gemacht zu haben, daß sie dem französischen Herrscherhause als eine geborene Prinzessin Joinville angehöre, ja für ihren Sohn sogar Anwartschaft auf den französischen Königsthron habe. Noch in der Wiege war sie, wie sie beweisen zu können behauptete, durch ein untergeschobenes Kind um ihre Ansprüche betrogen und hernach durch ein schlaues Intriguenspiel an der Geltendmachung derselben verhindert worden. Ihr Hauptfeind war ein gewisser Chiappini, der bisher für ihren Bruder gegolten hatte, und sie jetzt, als sie in italienischen Zeitungen ihre Ansprüche angedeutet hatte, in gehässiger Weise als überspannte Betrügerin darzustellen suchte. Nichtsdestoweniger verfolgte sie lange Zeit mit großer Hartnäckigkeit ihren gefährlichen Prozeß, als Gemahlin und Mutter eines englischen Lords, obwohl sie von denselben getrennt lebte, den nöthigen Schutz findend; reiste zu wiederholten Malen nach Paris, trat in directe Unterhandlungen mit der königlichen Familie, und soll endlich in ihren Ansprüchen

von derselben abgefunden sein. — Tiefen Eindruck machte auf Stackelberg das gewaltsame Ende einer andern jungen Engländerin, der 17jährigen schönen Lady Bathurst, zumal dies Ereigniß seinen fatalistischen Ideen neue Nahrung gab. Stackelberg schreibt darüber an seine Schwester im April 1824: „Ich staune über das sonderbare Verhängniß dieser Familie; Vater und Bruder der jungen Dame waren früher schon auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen, ohne daß man jemals ihre sterbliche Hülle fand; nun mußte ein gleiches Schicksal auch sie treffen. Auf einem Spazierritt über einen engen Fußpfad am Rande der Tiber gleitet das Pferd aus und sie verschwindet in den Fluthen; ihre Leiche wurde ebenfalls nicht gefunden".

Am wichtigsten für seine antiquarischen Studien wurde für Stackelberg im Jahre 1824 die Bekanntschaft mit zwei deutschen Gelehrten, Gerhard und Panofka, mit denen er und Kestner sich zu einem antiquarischen Vereine verbanden. Sie hielten wöchentlich Zusammenkünfte, wo der Pausanias oder Hygin gelesen, antiquarische Vorträge gehalten und besonders auch viel über Stackelbergs phigalisches Werk verhandelt wurde; doch fehlte ihren Unterhaltungen auch nicht das attische Salz. Anfangs führte die Gesellschaft von dem Ort ihrer Zusammenkünfte den pompösen Namen der capitolinischen, hernach nahmen die Mitglieder, wegen der dort vorzugsweise getriebenen Beschäftigung mit dem Apollo den Namen „Römische Hyperboreer" an. Mehrere Jahre lang wirkten die Glieder dieses Vereins, für den Stackelbergs kunstverständige Hand als Devise eine Vereinigung des hyperboreischen Greifes mit der römischen Wölfin erfand, sowohl in den wöchentlichen Sitzungen als auch auf gemeinschaftlich unternommenen Spaziergängen und Streifereien durch Roms Trümmerstätten und classische Umgebungen, gegenseitig fördernd und anregend auf einander. Die Resultate der dort vorgenommenen oder wenigstens angeregten archäologischen Beschäftigungen hat denn auch Gerhard späterhin unter dem Titel: „Hyperboreisch-römische Studien für Archäologie" in 2 Bänden veröffentlicht (in dem zweiten, fast 20 Jahre nach dem ersten erschienenen Bande findet sich der im Eingange unserer Arbeit erwähnte biographische Abriß über Stackelberg). Diesem Kreise gleichgesinnter archäologischer Freunde wurde späterhin durch den Zutritt des Herzogs von Luynes neue Anregung und erweiterter Gesichtskreis gegeben, und so schloß sich dann, hauptsächlich durch des Letzteren Bestrebungen, an diese hyperboreisch-römische Genossenschaft die für die Entwickelung der

Alterthumswissenschaft in neuerer Zeit Epoche machende Gründung des archäologischen Instituts in Rom und die Herausgabe der Monumenti dell' Instituto archeologico an.

Unter den Kunstschätzen, die Stackelberg bis dahin für seine Privatsammlung gewonnen, hielt er, außer etwa 7 Originalgemälden der berühmtesten italienischen Meister und einer reichen Kupferstichsammlung, vornehmlich jene kleine Amazone in halber Lebensgröße werth, die er in Salamis aufgefunden. Thorwaldsen hatte dieselbe restaurirt und Stackelberg dazu einen Marmorpfeiler mit gemalter Ausschmückung nach antikem Geschmack als Piedestal machen lassen. Neue Nahrung gewann sein Sammeleifer durch die gelegentlichen Besuche seines ehemaligen Dieners, Demetrio Papandriopolo, der die treueste Anhänglichkeit nicht allein für Stackelberg selbst, sondern auch für die Glieder seiner Familie, welche er bei seines Herrn Besuch in Estland kennen gelernt hatte, bewahrte. Demetrio hatte, nachdem Stackelberg ihn entlassen, einige Engländer auf ihren Reisen durch Kleinasien und Aegypten begleitet, sich darauf in Zante niedergelassen, geheirathet und selbst einen Kunsthandel, namentlich mit ägyptischen Alterthümern etablirt, die er auf seinen, mitunter gefahrvollen Reisen unter den jeden Fremden mißtrauisch betrachtenden Nilbewohnern an Ort und Stelle erwarb und hernach sehr vortheilhaft in Italien verkaufte. Stackelberg leistete ihm dabei durch seine Empfehlungen wesentliche Dienste, so daß jener sich bald ein ansehnliches Vermögen sammelte. Seine Dankbarkeit gegen Stackelberg kannte keine Grenzen. Im December 1822 hatte er, eigens um ihn wiederzusehen, eine Reise nach Italien gemacht, und reiche Geschenke für ihn mitgebracht. Ueber diesen Besuch schreibt Stackelberg an seine Schwester: „Von Treue und Anhänglichkeit giebt Dmitri wahrlich ein Beispiel, welches gegen die Meinung zeugt, die man von seiner Nation hegt. Während des Aufenthalts in seinem Vaterlande hat er jeden Reisenden nach mir gefragt; und da ich nun gegen mein Verdienst überall bekannt geworden bin, hat er auch durch jeden Nachricht von mir erhalten. Endlich faßte er den Entschluß, hierher zu reisen um mich zu besuchen und von Allen, die er in Reval kennen gelernt, Nachricht zu erhalten. Er bringt mir wahrhaft fürstliche Geschenke mit. Eurer hat der gute Mensch mit Thränen gedacht, und wiederholentlich zählt er alle Eure Namen her, damit ich ja keinen von Allen vergesse, die ich von ihm grüßen und seines dankbaren Andenkens versichern soll". — Hernach, als er, wohl auf Stackelbergs Anregung, seinen Handel mit ägyptischen Alter-

thümern begonnen hatte, pflegte er bei seiner jedesmaligen Ankunft in Italien seine Raritäten vor allen Andern Stackelberg zu präsentiren, und diesem die erste Auswahl des Schönsten und Seltensten zu überlassen. Späterhin wurde Demetrio's Name selbst in der gelehrten Welt bekannt, als er im Jahre 1826 mit einer neuen Ladung nach Rom gekommen, unter andern Seltenheiten auch eine Papyrusrolle mit phönicischer Schrift mitgebracht hatte, die ein römischer Archäolog ankaufte und mit einer Erklärung herausgab, in welcher der Name des ursprünglichen Erwerbers rühmlichst erwähnt war. — So erhielt Stackelbergs Museum manchen Zuwachs an neuen und interessanten Gegenständen; ja es wurde durch Demetrios Schilderungen von Aegypten die Lust in ihm rege, auch dieses Land, das ihn stets interessirt und mit dessen Götterlehre und Mythengeschichte er sich ziemlich vertraut gemacht hatte, durch eigenen Augenschein kennen zu lernen. Indessen hielten ihn die begonnenen gelehrten Arbeiten von der Ausführung dieses Planes ab. Wohl aber wurde 1824 eine längst ersehnte und vorbereitete Reise nach Sicilien unternommen.

Am 24. August reiste er mit Kestner und Panofka zunächst nach Neapel und von da mit einem Dampfschiff nach Palermo. Ueber den Zweck und die Erlebnisse dieser Reise, namentlich auch über den Eindruck, welchen jenes, damals erst aufkommende Communicationsmittel des Dampfes auf Stackelberg machte, belehrt uns ein interessanter Brief an die Schwester: „Unsere Ueberfahrt geschah mit dem Dampfboot, welches vor kurzem als regelmäßiges Postschiff eingeführt ist, einem Fahrzeuge, welches gegen alle widrigen Winde steuert und die Wellen durchbricht, um sein Ziel zum bestimmten Zeitpunkt zu erreichen. Die Fahrt auf diesem Schiffe mußte wohl interessiren, weil die Erfindung den Menschen Ehre macht. Doch etwas Unheimliches hat es immer, eine Feuereese in dem schmalen hölzernen Raume mit sich zu führen und sie weit über das Meer einen Weg von Rauch nach sich ziehen zu sehen, der dem Auswurf eines Vulkans gleicht. Wir machten die Fahrt in 24 Stunden, statt deren wir auf einem gewöhnlichen Packetschiffe 4—5 Tage gebraucht hätten, und fühlten um so merklicher die plötzliche Veränderung von Klima, Land und Leuten. In Palermo wurden wir durch Fieberanfälle, von denen ich wie Kestner abwechselnd zu leiden hatten, 14 Tage aufgehalten. Dann ging die Reise zu Maulesel, zunächst östlich nach Catania. Ich stieg glücklich zum Krater des Aetna hinan und sah ganz Sicilien wie zu meinen Füßen liegen. Es waren auf der Höhe des Berges 5° Kälte, nach den in Catania am Tage

zuvor überstandenen 22° Hitze, auszuhalten; die Bergspitze war beeist, der Schnee in Feldern verbreitet, und trotz des Verbandes mit Tüchern und des Gebrauchs wattirter Mäntel, glaubte ich, nach dem Schmerz zu urtheilen, Füße, Hände und Ohren erfroren zu haben. Die Gegend um den Aetna ist fast die schönste der ganzen Insel.... Bei Messina bin ich zur Scylla und durch die Charybdis in einem Kahn gefahren und habe die jenseitige Küste von Calabrien besucht..... Die Wege auf der Insel sind so schlecht, daß man schwer durchkommt, ja zu gewissen Jahreszeiten gar nicht, und immer in Gefahr ist auszugleiten, zu straucheln, zu stürzen. Gasthäuser findet man fast gar nicht, und man käme in große Verlegenheit, wenn man sich nicht mit Empfehlungsschreiben versorgt hat. Wir hatten deren viele und namentlich eins vom Statthalter von Sicilien, der durch ein Circulärschreiben allen Behörden im Lande auftrug für unsern Empfang zu sorgen. Wir wurden daher überall so trefflich aufgenommen, wie wir es nicht erwarten konnten: ja die Kleinstädter wußten oft nicht, welche fürstliche Auszeichnungen sie uns ertheilen sollten. Manchmal hatten wir Ehrenwachen; bei unserer Ankunft in einem Orte sogleich Cour von den Stadtbeamten in schwarzer Seidentracht; bisweilen übersandten die Vornehmen Geschenke zu unserm Tisch; Andere bereiteten uns ein treffliches Gastmahl; überhaupt nahmen uns die Sicilianer durch ihre Freundlichkeit und Höflichkeit ein." — So wurden denn Syracus, Acrae, Girgenti, Selinunt, Marsala, Drepanum in der Nähe des Berges Eryx, Segest, kurz alle wegen ihrer Naturschönheiten oder durch Ueberreste aus dem Alterthum merkwürdigen Plätze und Gegenden besucht und überall fleißige Notizen über das Gesehene und ausführliche Beschreibungen der in den Sammlungen vorgefundenen Alterthümer gemacht; auch die merkwürdigsten oder anmuthigsten Gegenden sogleich gezeichnet. „Die Reise nach Sicilien, schreibt Stackelberg, fehlte mir noch allein in dem Cyclus meiner Untersuchungen der classischen Länder und der Reste des Alterthums von Griechen und Römern. Sie war für meine Studien höchst nothwendig, besonders im Augenblick, wo die Bearbeitung meines Werkes über die Gräber der Griechen die Besichtigung der neapolitanischen und sicilianischen Sammlungen durchaus erforderlich machte." Mitte November kehrten die Reisenden von Palermo ebenso schnell wieder per Dampfschiff nach Neapel zurück. Aber die seit lange ungewohnten Strapazen bei der Wanderung durch Sicilien hatten einen so nachtheiligen Einfluß auf Stackelbergs Gesundheit, daß er in Neapel tödtlich erkrankte. Jenes Asthma, das ihn

schon vor 8 Jahren in Smyrna an den Rand des Grabes gebracht hatte, überfiel ihn plötzlich wieder mit einer solchen Gewalt, daß er einmal, nach dem zweiten Aderlaß innerhalb 24 Stunden, seinen Tod schon herannahen glaubte. Ueber 14 Tage brachte er ohne jegliche Nahrung und ohne eine Stunde Schlafes, unbeweglich im Lehnstuhl sitzend, zu, und erst nach 6 Wochen war er unter der aufopfernden Pflege Kestners, dessen treuem Beistande er allein seine damalige Erhaltung verdanken zu müssen gesteht, so weit genesen, daß er ohne Gefahr die Reise nach Rom fortsetzen konnte. Doch blieb eine große Schwäche der Nerven, die durch den fortwährenden Krampf in der Lunge erzeugt worden war, noch für lange zurück, und nach Kestners Versicherung erlangte er seine frühere Gesundheit und Frische nie mehr völlig wieder. Gleich im Frühling des folgenden Jahres stellten sich wieder heftige Schmerzen in allen Gelenken ein. „Man complimentirte mich schon, schreibt Stackelberg, mit allen möglichen Krankheiten, die durch — agra bezeichnet werden, doch schwand das Uebel nach 2 Monaten allmälig wieder bei der fortschreitenden warmen Jahreszeit bis auf einen kaum merkbaren Rest, den ich noch immer spüre."

Von besonderem Interesse für Stackelberg war im Jahr 1825 die Anwesenheit des Hieroglyphenerforschers Champollion in Rom. Er schreibt darüber: „das Interessanteste der letzten Tage ist die Ankunft des Herrn von Champollion und die Kenntnißnahme der von ihm aufgefundenen Methode der Hieroglyphenlesung. Eine ausgewählte Gesellschaft, zu der ich auch gezogen wurde, versammelte sich beim portugiesischen Botschafter, wo der erwähnte Gelehrte einen Vortrag hielt. In einigen Sitzungen haben wir uns über die scharfsinnige und völlig gegründete Ansicht des Mannes unterrichtet und eine Anleitung zum Verständniß der Hieroglyphenschrift gewonnen. Sie ist der Uranfang alles menschlichen Schreibens und zeigt uns auch das Entstehen unserer eigenen Schreibart, in der sich mir immer eine gewisse Physiognomie aufdrängte, obgleich sie als bloße Zeichenschrift erscheint, die keinen bildlichen Werth hat. Ich erinnere mich, vorlängst einmal in einem Briefe nach Hause die Physiognomie der Buchstaben zum Spaß ausgelegt zu haben."

In einem Briefe desselben Jahres an die Schwester heißt es: „Neuerdings habe ich mich wieder mit großem Eifer der Musikübung hingegeben. Es ist hier nämlich ein trefflicher junger Componist und Pianist ersten Ranges, Reissiger, mit dem ich bekannt geworden bin und schon ein Paar Mal musicirt habe. Er hat mir vor Kurzem ein Paar Ron-

deaux von seiner Erfindung gebracht, die köstlich sind, und bei denen mir oft der Gedanke kam, sie Dir zu senden, denn ich genieße nicht gern eine seltene Freude allein. Es ist doch nichts angenehmer als, was so eben erfunden ward und noch von keinem Preßbengel besudelt ist, sogleich zu genießen. Derselbe musikalische Freund hat hier eine große Oper, ein Violinquartett und viele Choräle für die hiesige Capelle der preußischen Gesandtschaft fast ganz vollendet und mir dann sogleich vorgetragen." Wohl hat es seine Richtigkeit, wenn Stackelberg sogleich in seinem Briefe fortfährt: „Es ist mit dem Aufenthalt in der Hauptstadt der Welt und dem Mittelpunkt der Christenheit doch eine eigene Sache, und ich kann nicht anders, als dem Schicksal höchst dankbar dafür sein, daß ich das Glück so lange genossen habe; denn hier strömt doch Alles zusammen, was Ausgezeichnetes in der Welt an Rang und Kenntnissen weilt, Monarchen und Große, Gelehrte und Künstler, Seltsames und Anmuthiges, Alles lernt man hier eher kennen, als in irgend einer andern Stadt. Es wird mir sonderbar vorkommen, sollte ich es künftig ganz entbehren müssen, in Verbindung mit dem schaffenden Theil der Menschheit zu stehen." So konnte Stackelberg gleich im Anfange des folgenden Jahres die Catalani hören, welche ihm übrigens keine neue Erscheinung war. Er äußert sich über dieselbe folgendermaßen: „Vorgestern sang die Catalani auf der Bühne von Valle bei der brillantesten Erleuchtung und in Anwesenheit der geputztesten Damen. Ihre Art zu erscheinen ist immer die auserwählteste. Sie war mit Brillanten bedeckt, ihr Benehmen höchst gemessen und anständig, werth von Manchem nachgeahmt zu werden. Wie sie selbst zu erkennen gegeben, möchte es mancher der hiesigen Damen nützlich sein ihren Knix sich zur Lehre zu nehmen. Sie hat an Leibesstärke gewonnen, doch nicht an Kraft der Stimme und Lieblichkeit des Klanges; vielmehr hat das Alter hierauf schon eingewirkt, und die köstliche, doch leicht verschwindende und unbeständige Gabe des Gesanges zeigt sich bei ihr schon in der Abnahme. Wie sie so ganz allein auf der Bühne steht, mit dem Gefühl ihrer Meisterschaft durch die Menge der Töne herumschwärmt, nicht Höhe noch Tiefe scheut, Anmuth mit Ernst vereint, manchmal von Entzücken selbst fortgerissen ganz in Tönen schwelgt, mit der einzigen Stimme das zusammengedrängte Publikum einer ganzen großen Stadt beherrscht, so hat sie wirklich etwas Heroisches. Zuletzt sang sie ein Thema mit Variationen von Rode; was meine Finger ehemals mit Mühe auf dem Fortepiano herausgebracht, das strömte nun aus ihrer Kehle mit der größten

Leichtigkeit, selbst die aufeinanderfolgenden Triller in der Tiefe, Mitte und Höhe nicht ausgenommen. Ihre Töne, um es ganz zu sagen, fielen auf das Publikum wie Schneeflocken auf glühendes Eisen. Ich glaube, ein Jeder konnte zufrieden mit seiner Ekstase nach Hause gehen. Ich erinnerte mich immer dabei der Mara und dachte oft, daß sie grade so muß gesungen haben, nur einfacher und daher wohl kunstgemäßer." Wir können es uns nicht versagen, hier gleich auch Stackelbergs Urtheil über die Sontag, die er freilich erst mehrere Jahre später in Paris hörte, daneben zu stellen. Er schreibt vom 30. Januar 1829 aus Paris: „Ich habe endlich auch die berühmte Sängerin Mlle. Sontag gehört. Ihr Gesang übertrifft alles, was nur die menschliche Stimme leisten kann, oder vielmehr, was man jemals von derselben erwarten konnte. Die Catalani hat einen großartigern Stil des Gesanges, aber diese eine noch größere Delicatesse und Leichtigkeit in der Behandlung. Ihre Stimme besitzt den Vortheil, den ein Instrument gewährt, die schwierigsten Passagen nach Willen wie der geübteste Violinspieler auszuführen, aber zugleich, was nur die menschliche Stimme vermag, den Ausdruck der Töne recht fühlbar zu machen. Und überdies versteht sie noch von dem höchsten piano in den verwickeltesten Passagen mit anwachsender Stärke zum forte überzugehen und umgekehrt, desgl. ein staccato und eine Verbindung der Töne mit wunderbarer Fertigkeit und Genauigkeit vorzutragen. Doch ist es umsonst, das Ueberraschende ihres Gesanges Jemandem schriftlich begreiflich machen zu wollen. Man muß sie selbst hören, und bald, denn leider geht es mit der ergreifenden Gabe des Gesanges wie mit den Blumen, die so leicht verblühen und in ihrer Frische gesehen werden müssen." — Und so hatte denn Stackelberg das Glück, die drei größten Sängerinnen ihres Jahrhunderts, die Mara (die er freilich erst 1815 lange nach ihrer Blüthezeit in Reval, wo sie damals mit dem Hause seiner Mutter im vertrautesten Verkehr lebte, kennen gelernt hatte), die Catalani und die Sontag persönlich zu kennen und sich mit kunstverständigem Sinn ihrer herrlichen Gesangesgaben zu erfreuen.

Doch wir kehren zu den Erlebnissen seines römischen Aufenthaltes zurück. — Das Jahr 1825 bot in Rom, der großen Metropole der katholischen Christenheit, manches interessante Schauspiel dar. Wie schon ein Paar Jahre vorher, 1823, der Tod des alten 84-jährigen Papstes Pius VII. gleichzeitig mit dem Brande der Paulskirche, in deren Kloster der Verstorbene den größten Theil seines Lebens als Mönch zugebracht hatte, und

die Zusammenberufung des Conclave zur neuen Papstwahl Stackelbergs lebhaftes Interesse erregt hatte, so jetzt die Feier des sogenannten heiligen oder Jubel-Jahres, welches Leo XII. 1825 zur Bezeichnung des Viertelsäculums ausgeschrieben hatte und zu welchem zahllose Pilgerzüge von Landleuten aus ganz Italien nach den Kirchen Roms strömten; und besonders die eigenthümliche Ceremonie der Zumauerung des heiligen Thores am Täge der Wintersonnenwende dieses Jahres (der Thoresschluß). Ebenso machte die besonders prächtige Osterfeier des folgenden Jahres auf Stackelberg einen tiefen Eindruck. Er schreibt darüber: „Der Papst pflegt selbst an dem Hochaltar von St. Peter die Messe zu lesen und allen Cardinälen die Communion zu ertheilen, die im höchsten Priesterornat erscheinen und in Silberstoff und Gold wie er selbst gekleidet sind. Während der Messe wurde von einem Sängerchor ein treffliches Oratorium vorgetragen und während der Communion, wo es plötzlich aufhörte, fiel ein Marsch von Posaunen ein, der aus der Ferne, von der Höhe der Kirche herab, gedämpft erscholl und fortdauerte, bis die Communion vorüber war, wo denn der Gesang wieder begann. Ebenso majestätisch zeigte sich dem Auge der Zug des Papstes mit der Geistlichkeit durch die Kirche zu dem obern Balcon derselben, wo er den Segen über die Stadt und die Welt aussprach. Vor ihm zogen die vornehmsten Geistlichen, die Kircheninsignien tragend, her; er selbst im Priestergewand wurde auf dem Thron getragen, stets den Segen über die kniende Menge nach rechts und links austheilend. Die Wirkung, welche diese Segenertheilung auf vollgedrängtem Platze vor der Kirche macht, ist wahrhaft imposant. Auch die trockensten Weltmenschen, die sonst für alle religiösen Eindrücke erkaltet sind, lassen diesem Moment Gerechtigkeit widerfahren. Die Girandola und die Kirchenerleuchtung machte auch diesmal wie sonst den Beschluß des Tages.

Im Spätsommer 1826 verließen Gerhard und Panofka Rom. An ihnen verlor Stackelberg ein Paar Freunde aus seiner Nähe, die 2 Jahr lang mit dem höchsten Interesse die Resultate seiner gelehrten Studien verfolgt und besonders anregend auf ihn gewirkt hatten. Ein lebendiger wissenschaftlicher Verkehr wurde mit ihnen verabredet, auch in der That längere Zeit fortgeführt und die Herausgabe der schon erwähnten hyperboreisch-römischen Studien für Archäologie festgesetzt. Diese bezweckten hauptsächlich einen Austausch der Ideen zwischen den Gelehrten Deutschlands und Roms, wo von den wissenschaftlichen Forschungen jenseits der Alpen bisher selten etwas bekannt geworden war. Kurz vor der Abreise

der deutschen Gelehrten wurde Stackelbergs Geburtstag den 25. Juli (6. August) von ihnen in sinniger Weise begangen. Stackelberg beschreibt diese Feier folgendermaßen: „Früh um 5 Uhr ward ich zum Frühstück in die Villa Albani geladen. Dort im Dianentempel wurde mir die Vorrede unserer Annalen vorgelesen, die von jenem Geburtstage datirt werden sollte; ebenfalls hörte ich eine antiquarische Abhandlung, die für dasselbe Werk verfaßt worden ist. Die Heiterkeit und Milde der Luft, der erfrischende Morgen im Gebüsch, bei der Aussicht auf das schöne Gebirg und bei der Umgebung von Säulen und Statuen aus der classischen Zeit, erhöhte die angenehme Stimmung, die eine so freundliche Auszeichnung erregte." — Auch die Redensche Familie hatte seit dem Frühlinge des vorigen Jahres Rom verlassen und sich nach Berlin begeben, wo der alte Reden Gesandter wurde. Seine Stelle in Rom vertrat nun wieder Kestner, dessen dadurch erweiterter Geschäftskreis ihn auch mehr von der Theilnahme an Stackelbergs wissenschaftlichen Studien abzog. Mit den Redens hatte auch Linckh Rom verlassen. Desgleichen zogen die Baudissins um diese Zeit aus Italien weg in ihre Heimath und wandten sich nach Dresden; so daß Stackelberg, seiner vertrautesten Freunde beraubt, ziemlich vereinsamt in Rom zurückblieb und ihm der Gedanke an die Heimkehr wieder näher trat. Indem er hiervon seine Schwester benachrichtigte, fügt er scherzend hinzu: „Doch ein lebendes Wesen, mit dem ich diesen Sommer beschenkt ward, bleibt stets in meiner Nähe. Ihn hat der Schöpfer mit besonderer Geschicklichkeit im Lauf und in gefälligen Sprüngen begabt; seine schöne Gestalt und Farbe zeichnen ihn aus und verschaffen ihm Freunde in allen Straßen, wo er erscheint; er gleicht den antiken Abbildungen auf Reliefs, die den schlafenden Endymion darstellen, nicht minder als denen in ägyptischen Kunstwerken. Seiner hitzigen Natur gemäß heißt er Sirio wie der Hundsstern und ist seines Geschlechts — ein Windhund von der lustigsten und schönsten Art, so aufmerksam und gescheut, daß ich glauben möchte, ein lustiger Gesell wäre von einer Fee in ihn verwandelt worden. Indem ich dies schreibe, sieht er mich mit seinen großen und hellen Augen an und spitzt die Ohren, als wisse er, daß ich von ihm geschrieben."

Im Jahr 1826 war denn nun auch endlich nach 3-jährigem vergeblichen Warten der Druck des phigalischen Werkes (Der Apollotempel zu Bassae in Arkadien. Rom 1826. Royal Folio. 31 Kupfertafeln und 147 Seiten Text) beendet. Im Juni dieses Jahres erhielt Stackelberg das erste Exemplar desselben vollendet nach Rom zugeschickt. Die Lettern sowie

die Ausstattung des Ganzen ließen ihm nichts zu wünschen übrig, doch fanden sich leider manche entstellende Druckfehler, die bei der Entfernung des Druckorts leicht entschuldigt werden dürften. Viele Plackereien erwuchsen ihm noch in der Folge aus den Verhandlungen über eine beabsichtigte französische Uebersetzung dieses Werkes. Professor Mather, ein Gelehrter, der bei der Pariser Akademie der Wissenschaften einen Preis davongetragen, hatte dieselbe übernommen, aber als Stackelberg die ersten Bogen erhielt, fand er die Uebersetzung so schlecht und nachlässig ausgeführt, daß er den Druck sogleich einstellen lassen und die Fortsetzung der Arbeit untersagen mußte. Da er einsah, daß eine gute Uebersetzung in der That große Schwierigkeiten machen, daß manche Veränderung an dem Texte selbst vorgenommen werden müsse und daß ihn alle Arbeit, die dazu erforderlich wäre, doch schwerlich befriedigen würde, weil „die Gedanken eines deutschen Gelehrten im französischen Gewande sich fast so sonderbar ausnähmen, wie ein Grieche und Römer im Pariser Modekleide", so scheint er diesen ganzen Plan einer französischen Uebersetzung aufgegeben zu haben; wenigstens ist uns das Zustandekommen einer solchen unbekannt geblieben. — Von dem phigalischen Werke erschien schon 1826 im Kunstblatt vom 20. November Nr. 92 eine vorläufige Ankündigung, desgleichen im Artistischen Notizenblatt, November 1826 Nr. 22, eine Recension von Böttiger, ebenso lobende Ankündigungen und Besprechungen in französischen Zeitungen und Journälen; ja in Paris erschien sogleich, nachdem kaum ein Exemplar des Werkes dorthin gelangt war, die Ankündigung einer Ausgabe in Octav, die zwar der Verbreitung von Stackelbergs Ideen förderlich, aber dem Ertrage des Unternehmens höchst nachtheilig sein mußte. Die Böttigersche Recension schickte Stackelberg auch in die Heimath, um sie in einem Petersburger oder einheimischen Blatte abdrucken zu lassen, „damit doch auch im Vaterlande etwas von seinen Unternehmungen und Bemühungen verlaute." Bei der Universität Breslau wurde gleich im folgenden Jahre eine eigne Vorlesung über dies Werk gehalten. Aber auch an Widerspruch, namentlich über Stackelbergs symbolische Deutung der Mythen fehlte es nicht, so z. B. in einer Recension des Werkes in den Göttinger gelehrten Anzeigen vom Jahre 1828, obwohl dieselbe auch dem Werke Anerkennung und manches Lob nicht versagen konnte. Eine eingehende, und zwar durchaus günstige Kritik erschien erst im Jahre 1832 in der Schulzeitung vom Januar Nr. 1—6 von Creuzer, dem Verfasser der Symbolik, einem Meinungsgenossen Stackelbergs in der Deutung der alten

Mythen. Erst nach dem Erscheinen des Werkes faßte der Verfasser den Entschluß, es dem Kaiser Nicolaus I. zu dediciren (ursprünglich wollte er es seiner Mutter und nach deren Tode wenigstens noch den Manen derselben widmen, wie er es hernach mit den Gräbern der Helenen wirklich that), und nachdem er durch den neuen russischen Gesandten in Rom, Fürsten Gagarin, der dem im Frühling 1826 verstorbenen Italinsky gefolgt war, die Zusicherung empfangen, daß der Kaiser die Widmung des Werkes mit Wohlwollen annehmen werde, wurden die Dedicationsschreiben, von denen eins dem Werke vorgedruckt, ein anderes in französischer Sprache die Sendung des Dedicationsexemplares begleiten mußte, rasch entworfen und nach Frankfurt zum Druck gesandt, von wo sie sammt 2 prächtig gebundenen Exemplaren sogleich an Se. Majestät den Kaiser Nicolaus und an Se. Kaiserl. Hoheit den Großfürsten Michael weiter befördert wurden. Auch an den Grafen Nesselrode, Stackelbergs alten Bekannten, wurde mit nächster passender Gelegenheit ein Exemplar gesandt. Uebrigens wurden die Hoffnungen, die Stackelberg mit jener Dedication verbinden mochte, für dies wahrhaft kaiserliche Prachtwerk irgend einen Ersatz seiner bedeutenden Unkosten, oder wenigstens die Abnahme einer Anzahl von Exemplaren für die russischen gelehrten Anstalten zu erlangen, nicht erfüllt. Zwar nahm sowohl der Kaiser als der Großfürst die übersandten Exemplare huldvollst an und ließen Stackelberg durch ihren Gesandten ihre hohe Anerkennung seiner gelehrten Bestrebungen vermelden, aber von irgend einer Belohnung oder auch nur Auszeichnung dafür war nicht weiter die Rede.

Glücklicher und rascher als mit diesem Hauptwerk Stackelbergs ging es mit der Herausgabe eines zweiten: „Trachten und Sitten der Neugriechen", dessen erstes Heft, wie erwähnt, 1824 herauskam und dessen folgende Lieferungen, nach einer durch Krankheit und Mangel an Mitteln veranlaßten Unterbrechung, rasch hinter einander erschienen, so daß die erste aus 31 Blättern in 6 Lieferungen bestehende Abtheilung schon 1826 vollendet war. Eine Anzahl Exemplare der ersten Lieferung wurde auch nach Rußland gesendet, wo sie einem Petersburger oder einheimischen Buchhändler in Commission übergeben werden sollte; doch erfuhr Stackelberg über den Erfolg dieses Versuches, seinen Werken auch in der Heimath einige Verbreitung zu verschaffen, nicht eine Sylbe, und während das Werk schon in der ganzen europäischen Welt herumwanderte, und in England, Frankreich, Deutschland und besonders in Rom selbst viel Absatz

fand, war in Stackelbergs weitläufigem Vaterlande noch nicht eine Lieferung in einer mäßigen Anzahl von Exemplaren vertheilt worden. Es hat dies Werk, in welchem Stackelbergs künstlerisches Talent in der Auffassung und Reproduction plastischer Gestalten ohne das gelehrte Beiwerk archäologischer und mythologischer Untersuchungen einen besonders anmuthigen Ausdruck fand und welches überdies in einer ungemein günstigen Zeit, während des alle Welt interessirenden griechischen Freiheitskrieges erschien, ohne Zweifel unter allen Werken unseres genialen Landsmannes die weiteste Verbreitung und ungetrübteste Anerkennung gefunden; auch ist es wohl das einzige, das ihm einigen materiellen Ersatz für die darauf verwendeten Bemühungen und ansehnlichen Unkosten verschafft hat, obwohl es trotz des vom Papst ausgewirkten Privilegiums bis zum Jahre 1828 bereits fünfmal nachgedruckt worden war. Die Ankündigung desselben im Kunstblatt von 1826, Nr. 93, die von dem Herausgeber des Blattes, Prof. Schorn, herrührt, einem Manne, der mit Stackelberg in keinerlei Verbindung stand, also wohl völlig unparteiisch urtheilte, lautet: „Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne, gravés d'après les dessins, executés en 1814 par Mr. le Baron de Stackelberg, et publiés à Rome, 1826. Von diesem schönen und interessanten Werke liegen 24 Tafeln vor uns, die mit ausgezeichneter Kunst von dem Zeichner entworfen und nicht minder sorgfältig und geschickt von den Kupferstechern ausgeführt sind. Jede Tafel enthält eine Figur, deren schöner Charakter, bezeichnende Stellung und durch malerischen Wurf und reichen Schmuck anziehendes Costüm die Mannigfaltigkeit der griechischen Völkerschaften vor Augen bringt. Einige, wie der griechische Kaufmann, welcher auf dem Knie schreibt, die Bäuerin von Athen, der albanische Offizier, zeigen die ganze Originalität der modernen Trachten, während andere an die Gewandformen erinnern, die uns aus den Bilderwerken der schönsten griechischen Zeit bekannt sind. So die Frau von Makrinnitza und die von Maina, die schöne Blumenverkäuferin von Mitylene und die Wasserträgerin aus der Gegend von Theben, welche sogar noch die Aegis der Minerva und eine geschuppte helmartige Kopfbedeckung trägt. Die Anmuth und charakteristische Schönheit, womit Herr v. Stackelberg alle diese Figuren aufgefaßt und dargestellt hat, bringen wir beim Verdienst dieser Blätter in nicht geringen Anschlag, und wir kennen keine Costüme von so viel künstlerischem Werth. Sie sind von verschiedenen Kupferstechern: Testa, Mochetti, Ferretti, in Linienmanier so gestochen, daß sie auch uncolorirt eine schöne und befriedigende Wirkung

machen. Der Schmuck der Farben giebt jedoch erst diesen Trachten ihren vollen Reiz. Dies Werk soll einer gedruckten Anzeige zufolge aus 2 Abtheilungen bestehen; die erste von 30 Tafeln enthält die Trachten in einzelnen Figuren, die zweite von 20 Tafeln die gesellschaftlichen Sitten und Gebräuche in mannigfaltigen Gruppen. Jede Lieferung von 5 Blättern kostet in Rom 5½ Franken schwarz, und 22 Franken colorirt. Unseres Wissens ist die erste Lieferung nun vollendet und hat so raschen Absatz in Rom gefunden, daß sie noch nicht die Verbreitung in Deutschland erhalten hat, die wir ihr von dem Beifall des deutschen Publikums, für welches ein solches Werk in dieser Zeit doppelt anziehend sein muß, versprechen". — Diese wohlverdiente Anerkennung erfüllte Stackelberg mit großer Genugthuung. Auch eine Abhandlung wurde von ihm über den Gegenstand geschrieben (aber erst der zweiten Abtheilung beigedruckt), „damit auch etwas dabei zu lesen sei und man dieses Werk nicht mit den gewöhnlichen Trachtensammlungen verwechsele". Und mit Wohlgefallen schreibt er noch in einem späteren Briefe aus Deutschland: „Ich habe hier bei fremden aus Rom kommenden Damen meine neugriechischen Trachten in feinem Mosaikschmuck ausgeführt gesehen. Die höchste und letzte Huldigung empfängt in unserer Zeit die Kunst doch von der Mode. Schöneres als diesen sterblichen Lohn kann sie nicht erreichen, und selbst die komische Auszeichnung, welche ich im Museum von Carlsruhe meinen Trachten erwiesen sah, nämlich zwischen den Oelgemälden alter berühmter Meister in einer langen Reihe mit aufgehängt und aufbewahrt zu werden, gilt nicht so viel. Den schönen Arm oder Hals einer Dame zu zieren, ist schon ein herrliches Loos; was soll man aber sagen, wenn der Director einer berühmten Seifenfabrik in Dresden diese Trachten auf seine feinste weiße Handseife abdruckt, um diese zu empfehlen. Ist das nicht eine ähnliche Ehre, als sie Göthen zu Theil ward, der Werther und Lotte auf Glas gemalt fand? Wie Glas der zerbrechlichste Stoff, so ist Seife der vergänglichste". Und in einem wohl gleichzeitigen Briefe von 1830 heißt es: „Meine griechischen Trachten sehe ich nun als Stickmuster in den Händen der deutschen Damen, und in Berlin hat man ein Schauspiel, die Braut von Corinth, gegeben, wo alle diese Trachten aufs sorgfältigste auf der Bühne nachgeahmt erschienen und auch öffentlich beklatscht wurden". Ebenso wurden die griechischen Trachten nicht selten auf Maskenbällen mit großer Sorgfalt nachgeahmt.

Wenn wir so über die verhältnißmäßig rasche Vollendung und den

ungewöhnlich günstigen Erfolg der Costumes berichten konnten, wobei indeß zunächst nur auf die erste Abtheilung dieses Werkes Rücksicht genommen ist (die zweite erschien erst mehrere Jahre hernach in Deutschland, wovon später), so gilt dies keineswegs in gleichem Maße von einem dritten Werke, woran Stackelberg schon in Rom arbeitete, von den „Gräbern der Hellenen". Obwohl die bildlichen Darstellungen zu demselben in der Zeichnung längst fertig und auch der Stich bereits seit lange angeordnet und in Angriff genommen war, so zögerte Stackelberg doch nach seiner Gewohnheit mit der Ausarbeitung des Textes so lange, daß sowohl seine gelehrten Freunde, als auch namentlich der Buchhändler Cotta, der das Werk in Verlag genommen hatte, alle Geduld verloren, und sich das Erscheinen des Werkes bis zu seinem Todesjahr 1837 (Berlin bei Reimer) hinzog.

Dagegen wurde schon im Jahre 1826 eine neue Arbeit begonnen, nämlich die Wiederherstellung der Throne des Amykläischen Apoll und des Olympischen Jupiter sammt allen dieselben verzierenden Bildwerken, die er nach des Pausanias Beschreibung ersann. Schon der bekannte französische Archäolog Quatremère de Quincy hatte eine solche Wiederherstellung in seinem vielgerühmten Werke: le Jupiter Olympien versucht. Seine Arbeit entsprach aber, nach Stackelbergs Ansicht, in Form und Geist nicht im mindesten weder der Beschreibung des Pausanias noch dem Geschmack und Sinn des Alterthums. Stackelberg versuchte nun diese beiden hochberühmten Werke der griechischen Kunst zu reproduciren, und seine Anordnung der Bildwerke, nach welcher jedes Einzelne Ursache und Bedeutung gewann, traf nach gehöriger Prüfung des Textes genau mit den Nachrichten des Pausanias zusammen, wodurch die Richtigkeit seiner Ergänzung hohe Wahrscheinlichkeit erreichte. Die Arbeit war schon im August 1826 vollendet bis auf die Abhandlung, mit der er sie begleiten wollte, und sollte in den von Gerhard herauszugebenden, von Stackelberg mit begründeten „Hyperboreisch-römischen Studien" veröffentlicht werden. Doch ist es weder dazu, noch überhaupt unseres Wissens zum Druck derselben gekommen, ohne Zweifel wieder, weil Stackelberg mit dem hier besonders nothwendigen Texte nicht zu Stande kommen konnte, und so ist denn auch diese interessante Arbeit, wie so manches andere von Stackelberg Unternommene, verloren gegangen oder von andern Gelehrten mit Verschweigung seines Namens ausgebeutet worden.

Eine Veranlassung zu neuen weitausgreifenden archäologischen Arbeiten

fand Stackelberg in dem, 1827 geschehenen wichtigen Funde der hetruriſchen unterirdiſchen Grabkammern, der ſogenannten Hypogäen von Tarquinii. In Begleitung von Keſtner und einem römiſchen Architecten reiſte er ſogleich nach dem erſten Bekanntwerden der Entdeckung, im Juni, in größter Eile nach Corneto, in deſſen Nähe der Fund geſchehen. Ihre Erwartungen wurden noch weit übertroffen. Sie fanden bereits 4 dieſer Grabkammern, die unter Hügeln im natürlichen Felſen ausgehauen und mit den merkwürdigſten noch völlig farbenfriſchen Malereien ausgeziert waren, aufgedeckt; bei einer von ihnen ſelbſt veranſtalteten Grabung ward alsbald eine fünfte entdeckt, die an Erhaltung der Farben alles übertraf, was ſich denken läßt, indem ſie wie erſt geſtern ausgemalt erſchien. Stackelberg machte ſich nun gleich unter dem Beiſtand ſeiner Begleiter ans Werk, alles Vorhandene genau zu zeichnen, und brachte in 14 Tagen, die er von Sonnenaufgang bis Untergang in den feuchten Gräbern beim Kerzenlichte immerfort ſtehend oder in gebeugter Stellung ſitzend, nur von Zeit zu Zeit in die Sonnenwärme um ſich zu trocknen hinaufſteigend, zubrachte, die Zeichnung von 225 menſchlichen Figuren, außerdem von einer Menge Thieren und architectoniſchen Verzierungen und von den ſteinernen Thüren mit ihren Bildwerken, desgl. genaue Meſſungen der Gebäude u. ſ. w. zu Stande. Der Enthuſiasmus für dieſen wichtigen Fund, welcher an Wichtigkeit jenen Entdeckungen in Griechenland, an denen Stackelberg ſich mitbetheiligt hatte, wohl an die Seite geſtellt werden konnte, da die hier aufgefundenen Gemälde an Alter die pompejaniſchen Wandmalereien bei weitem übertrafen, und wohl überhaupt die älteſten bekannten Verſuche der Fresko-Malerei ſind, ließ ihm keine Raſt, und er widerſtand allen ſchädlichen Einflüſſen, mit denen der Aufenthalt in den feuchten Gräbern und der wegen Tarantelſpinnen, Vipern und Aspiken verrufenen Gegend, ſo wie die oft ſchmerzhafte Unbequemlichkeit und Ermüdung des Geſchäfts ſeine Geſundheit bedrohte, ſo daß er während der ganzen Zeit ſeiner dortigen Arbeiten bei völligem Wohlſein blieb. Zwei dieſer mit Gemälden ganz ausgezierten Grabkammern ſind hetruriſch, eine von dieſen enthält Inſchriften über jeder Figur, aber eine Grabkammer iſt im altgriechiſchen Styl gemalt. Dieſe copirte Stackelberg ſelbſt ganz allein, und zwar ſo, daß er die meiſten Figuren ganz durchzeichnete, und ſo ein wahres Facſimile derſelben gewann, welches, wenn auch die Zerſtörungsluſt unwiſſender Landleute ſich daran, wie an früher aufgedeckten Grabkammern, verſuchen ſollte, dennoch dieſe Werke für alle folgenden Zeiten erhalten konnte. Die wichtige Entdeckung

erregte alsbald auch ganz allgemein das größte Interesse und begeisterte schon während der Anwesenheit der Künstler in Corneto Gelegenheitsdichter zu Sonetten, mit denen jene zu ihrer Kurzweil beehrt wurden. In den Familien gebildeter und höflicher Italiener brachten sie die Abende und Nächte in freundlichen zierlichen Stuben behaglich zu. Equipagen standen ihnen stets zu Gebote, in denen Sonnenhitze und Regen sie nicht störte, und die Ermüdung der Tagesarbeit ward durch einen erquicklichen Schlaf in der Nacht belohnt und verscheucht. Der Cardinal des Ortes zeichnete die Fremden durch besondere Artigkeit aus, so daß Diners und Feste mit ihren artistischen Beschäftigungen abwechselten. Nachdem die Arbeit an Ort und Stelle vollendet, machte sich Stackelberg in Rom daran, die Zeichnungen ins Reine zu bringen und zu coloriren, die darauf sogleich zum Stich auf 35 Kupferplatten nach München gesandt wurden, als artistischer Theil eines neuherauszugebenden Werkes „Wandgemälde aus den Hypogäen von Tarquinii". Indessen verwickelte dieser Gräberfund Stackelberg alsbald in allerlei Intriguen, die der französische Gelehrte Raoul-Rochette anspann, um seiner Nation die früheste Herausgabe der Denkmäler, die Stackelberg zuerst mit seiner Freunde Hülfe dargestellt und zum Theil erst selbst aufgefunden hatte, zuzuwenden. Jener Franzose reiste nach erlangter Kunde von diesen Findungen, sogleich an den Ort derselben, um sie zu copiren, mußte jedoch, da die deutschen Künstler die Verhinderung seiner Absichten durch die Behörde erlangt hatten, unverrichteter Sache wieder abziehen, suchte nun aber doch durch alle möglichen Intriguen sein Vorhaben durchzusetzen. Späterhin, als der Fund bekannter geworden war, bestrebten sich auch Andere die Gemälde zu copiren, aber ein weislich vorher ausgewirktes Privilegium verbot alles Nachahmen bis zum Erscheinen des Stackelbergschen Werkes. Ebenso erregte die Nachricht von den neuentdeckten Gemälden in Deutschland die lebhafteste Theilnahme, und dieselben wurden als Gespräch aller gelehrten Gesellschaften und Archäologen, die den Anblick dieser ältesten antiken Wandbilder mit der höchsten Spannung erwarteten und schon im Voraus in Journälen und Zeitungen viel darüber räsonnirten. Und doch blieb dies für die Wissenschaft so bedeutungsvolle Unternehmen, welches mit solchem Eifer angegriffen und auf welches anfangs so viel Mühe und aufopfernder Fleiß verwendet worden war, mitten in der Ausführung stecken. Die von Stackelberg mit so viel Aussicht auf Erfolg vorbereitete Herausgabe der Wandgemälde aus den Hypogäen von Tarquinii ist nie zu Stande gekom-

men. Die Zeichnungen Stackelbergs, deren lithographische Ausführung von Cotta in München bereits begonnen war, blieben theils wegen Verzögerung des Textes, theils weil eine Einigung des Verlegers mit dem Herausgeber über die unerwartet hohen Kosten des Werkes nicht ermöglicht werden konnte, auch nachdem es aus Cotta's Verlag 1830 in den von Reimer in Berlin übergegangen war, so lange liegen, bis doch trotz des erlangten Privilegiums jene Gemälde durch Zeichnungen französischer Künstler und besonders durch Micali's etruskischen Atlas anderweitig bekannt geworden waren, und somit eine Herausgabe der Stackelbergschen Arbeit die Kosten des Druckes und der Lithographie durchaus nicht mehr zu decken versprach.

Endlich haben wir noch unter den von Stackelberg in Rom begonnenen literärischen Arbeiten das im letzten Jahr seines dortigen Aufenthalts entstandene und wenigstens im Entwurf bereits vollendete mythologische Gedicht „Albunea" zu erwähnen. Er äußert sich hierüber in einem Brief in die Heimath vom 5. Februar 1828: „Es ist hier noch etwas Neues aus meiner Feder entstanden, was den Gelehrten einen unerwarteten Aufschluß geben wird, die in dem Schatz des Schönen aus der vergangenen Welt herumsuchen und dabei oft den Wald vor Bäumen nicht sehen, besonders aber die lieblichsten Dichtungen verdorren lassen und aus den frischen Blumen der Mythologie ein Herbarium sammeln. Es ist dies ein Werk in gebundener Rede, ein episch-archäologisches Gedicht. Ganz geeignet zum Geheimniß, werde ich es wahrscheinlich zuerst anonym erscheinen lassen. Schon ist das Ganze beisammen und vollendet bis auf die Feile, die man nicht unterlassen darf, um sich selbst damit zu befriedigen. Es hat einen weiten Umfang und dabei Gewicht und Gehalt, so daß es nicht zu der leichten Waare moderner Tagespoesie gezählt werden kann. Wir wollen nichts weiter davon verlauten lassen, bis es herausgegeben ist und die Kritik passirt hat". — Auch dies Werk, auf das wir später nochmals zurückkommen werden und mit dessen Feile Stackelberg sich noch viele Jahre, namentlich während seines spätern Aufenthalts in Dresden beschäftigte, ist nie zur Veröffentlichung gelangt.

Wenn wir es schmerzlich bedauern müssen, daß wegen Zersplitterung der Kräfte und aus Scheu vor einer anhaltenden geordneten Thätigkeit so manches mit regem Eifer und wahrem Interesse begonnene wissenschaftliche Unternehmen Stackelbergs nicht zur Ausführung und Vollendung gekommen ist, so dürfen wir dabei zu seiner Entschuldigung nicht vergessen, daß

seine Gesundheit, die immer nicht die festeste war, besonders seit seiner letzten Krankheit nach der sicilianischen Reise, fast beständig wankte. Schon gegen Ende des Jahres 1826 wurde er von einem langwierigen Uebelbefinden geplagt, das sich täglich in Schwindel und Erbrechen unerwartet äußerte, ihm gar keine Beschäftigung, auch nicht einmal mit der sonst so sehr von ihm geliebten Musik erlaubte und an seine wissenschaftlichen Unternehmungen vollends keinen Gedanken aufkommen ließ. Gesellschaftliche Zerstreuungen unter vielen Menschen und das ihm sonst verhaßte Kartenspiel waren in dieser Zeit sein einziger Trost. Ein Paar Monate dauerte dieser unerträgliche Zustand, bis endlich ein heftiges dreitägiges Fieber eine Krise herbeiführte, die sein körperliches System wieder in die alte Ordnung lenkte.

Zu Anfang des Jahres 1827 rüstete sich Stackelberg, nachdem die Krankheit völlig überstanden war, bereits ernstlich zur Reise in die Heimath; da wurde durch die Entdeckung der tarquinienischen Gräber die Ausführung seines Entschlusses wieder verzögert. Kaum aber waren die Arbeiten an dem Orte des Fundes und darauf die Zeichnungen für den Stich vollendet, so überfiel ihn, unzweifelhaft als eine Folge jener ungesunden, angreifenden Beschäftigung in den feuchten Grabgewölben, wieder ein harter Anfall seines Asthma, von dem er 3 Jahre lang, seit der sicilianischen Reise verschont geblieben war. Das Uebel wurde sogleich mit den stärksten Mitteln bekämpft, aber es kam ein Rückfall, und es dauerte noch lange, bis es ganz gewichen war. Natürlich war nun an die Reise für das Jahr nicht mehr zu denken, da zu seiner völligen Wiederherstellung die größte Vorsicht erforderlich war, und eine Reise im Herbst dem feuchten Norden entgegen schlechterdings nicht gewagt werden durfte. Drei Monate hat er wieder das Lager oder die Krankenstube hüten müssen, von Dmitri, der damals grade in Rom war, und seinem Diener Giuseppe mit treuer Sorgfalt gepflegt, während seine noch übrig gebliebenen römischen Bekannten ihm ebenfalls vielfach ihre Theilnahme und Aufmerksamkeit bezeigten. „Mich plagt dabei, schreibt er an die Schwester, mehr die Unthätigkeit und die Hemmung des Geistes als das Leiden der Krankheit. Meine Abreise wenigstens nach Deutschland, wäre jetzt der Geschäfte wegen so unumgänglich nothwendig gewesen". Kaum war er von dem Brustleiden hergestellt, so erkrankte er, geschwächt und abgemagert wie er war, von neuem an der Ruhr, und in Folge dieser letzten Krankheit blieb lange eine große Magen- und Nervenschwäche übrig, die

Verdauungsthätigkeit war gestört und jede gedankenanstrengende Arbeit erregte ihm Schwindel. Er hatte oft die sonderbarsten Erscheinungen, namentlich trat ihm oft plötzlich ein großer flammender Stern vor die Augen, welchen er auch zu zeichnen versuchte, der alle Gegenstände verdeckte, sich mit allerlei beweglichen Verzierungen umgeben gestaltete und nicht eher wich, als bis er etwas gegessen hatte, wo denn auch das dabei gefühlte Uebelbehagen verschwand. Erst im März des folgenden Jahres fühlte er sich wieder völlig hergestellt; nur waren die früheren Kräfte noch nicht ganz wiedergewonnen. Er achtete nun, nachdem er zu der Ueberzeugung gelangt, daß gestörte Verdauung, Gemüthsunruhe und angestrengte Geistesbeschäftigung der Grund seiner Krankheit gewesen, sorgfältiger auf seine Diät und unterließ es nicht, sich täglich starke Bewegung zu machen.

Im April unternahm er in Begleitung seines Freundes Kestner einen letzten Ausflug, um die Anschauung bisher immer noch zu wenig berücksichtigter Kunstdenkmäler und Gegenden seinem Gedächtnisse zu erhalten und seine italienischen Forschungen zum gehörigen Abschluß zu bringen. 17 Tage war er abwesend, machte, um die beschränkte Zeit in der Eile möglichst zu benutzen, gegen 600 Miglien theils zu Wagen, theils zu Pferde, und durchreiste Etrurien, Umbrien, das Sabinerland, also die ganze Halbinsel vom östlichen bis zum westlichen Meere, quer über die zum Theil noch beschneiten Höhen des Apennin. Diese Reise trug sichtlich zur Befestigung seines Wohlseins bei; er fühlte sich darauf viel kräftiger als vorher und gewann auch wieder mehr Entschlossenheit und Lebensfreude. Monate gingen nun noch mit der Verpackung seiner Kunstschätze: Gemälde, Kupferstiche, Antiken und Sammlungen aller Art hin, die er in vielen Kisten sorgfältig untergebracht, einstweilen noch zur Aufbewahrung bei seinem Freunde Kestner in Rom zurückließ, weil er nicht wußte, ob die Einfuhr von Kunstsachen nach Rußland erlaubt sei, auch wohl selbst schon daran zweifelte, daß er graden Weges und ohne Aufenthalt in die Heimath zurückkehren werde. Endlich am 7. August 1828 verließ Stackelberg nach zwölfjährigem Aufenthalt Rom, seine zweite, ja seine eigentliche Heimath mit den wehmüthigsten Empfindungen. Wie schwer ihm die Trennung von diesem Orte, in den er sich mit allen Fasern seines geistigen Lebens verwachsen fühlte, wurde, spricht sich vielfach auf rührende Weise in den Briefen aus, die er, mit dem Entschluß der Heimreise jahrelang umgehend, ohne ihn zur Ausführung zu bringen, aus der letzten Zeit seines römischen Aufenthalts an die Schwester schrieb. Es heißt daselbst

z. B. „Wie schön auch die Aussicht ist, Dich wiederzusehen, welche mir das Schicksal endlich gönnen will, so schwer wird das Scheiden von hier sein. Entfaltete sich doch mein ganzes geistiges Dasein in dieser Sonne, auf diesem Boden und lenkte mich von der Wirklichkeit ab, mich an ein schöneres vergangenes Leben bindend". Und ein andermal: „Die Verpackung meiner Kunstwerke und unendlich vieler Papiere und Sachen wird viel Zeit nehmen, und wer weiß, wie sie noch ins Vaterland gelangen, und ob mir noch der Genuß wird, mein kleines Museum dort einmal aufgestellt zu sehen; und doch mag ich sie nirgend anders wissen, als in der Nähe der Meinigen, zum Nutzen derselben und meiner Landsleute, als ein Andenken an mich, wenn dieses Daseins Ende erreicht ist. Schwer wird die Trennung von all diesen Gegenständen, mit denen sich meine Zimmer allmälig gefüllt haben, und traurig ist das Ausräumen eines Ortes, der mit allen seinen Umgebungen so wohl zu ihnen paßt; wo ringsumher durch hohe Balconthüren der blaue italienische Himmel hereinscheint und die ewige Welthauptstadt mit hohen Palästen und Kuppeln, mit Gärten und malerischen Häusergruppen, mit Pinien, Cypressen und Orangen sichtbar ist. Und doch habe ich hier keine Ruhe mehr; ein inneres Gefühl treibt mich, die Lieben in der Heimath wieder aufzusuchen, die ich hier immer entbehrt habe, um die Augenblicke des Lebens, die mir noch vielleicht in ihrer Nähe vergönnt sein werden, zu benutzen. Die Phantasie ist wohl ein schöner Ersatz, doch kann sie uns nicht ganz genügen". Und in einem der letzten Briefe aus Rom: „Möchte nur Gesundheit und Lebenskraft so fortwachsen, so wird mir auch der trübe Himmel des Nordens erträglich werden können; aber viel wird es kosten, mir Ersatz zu bieten für den harten Riß, den die Trennung von der Kunst und italienischen Natur, an denen ich im Leben gehangen, in meinem Herzen bewirken wird. Euch wiederzusehen, meine Geliebten, ist der ersehnte Trost, nach dem ich verlange, der mich auch aus dem Lande treibt, wo ich einheimisch geworden bin und selbst die Landessprache mit der früh erlernten meiner Kindheit vertauscht habe. Gütiger Gott, gieb mir Kraft diese Veränderung zu ertragen!"

Stackelberg reiste nun von Rom zunächst nach München, um die dort begonnenen lithographischen Arbeiten an seinem Werke über die Hypogäen von Tarquinii zu übersehen und sich persönlich mit dem Verleger Cotta auseinanderzusetzen. Doch scheinen diese Verhandlungen eben nicht zu einem günstigen Resultat geführt zu haben. Stackelberg ging deshalb nach

kurzem Aufenthalt in München nach Paris, wo sich ihm die Aussicht eröffnet hatte, die Gräber der Hellenen und ein zweites Werk, zu dem er das Material bereits seit 13 Jahren in seiner Mappe aufbewahrt gehalten hatte, seine „Ansichten von Griechenland", mit der Aussicht auf reichen Gewinn bei einem Buchhändler unterzubringen. Dadurch erlitt seine Reise in die Heimath wieder bedeutenden Aufschub. Er beschloß zunächst den Winter $18^{28}/_{29}$ in Paris zu bleiben und erst im Frühjahr seine Weiterreise nach dem Norden anzutreten, wo er dann als Verfasser von vier bereits erschienenen, für die Wissenschaft bedeutsamen Werken (dem Apollotempel zu Bassae in Arkadien, den Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne; ferner: La Grèce; vues pittoresques et topographiques, und den Gräbern der Hellenen) und zwei eben solchen in der Arbeit begriffenen und ihrer Vollendung entgegengehenden (den Hypogäen von Tarquinii und dem mythologischen Gedicht), den Beweis liefern zu können hoffte, daß er die Zeit seiner Abwesenheit von der Heimath und seine Mittel besser als mancher Andere benutzt habe: Hoffnungen, die sich übrigens ebenso wenig, wie die Aussicht, die Seinigen im nächsten Jahre wiederzusehen, verwirklichen sollten. Die Verhandlungen wegen seines griechischen Reisewerkes (den Vues pittoresques etc.), das nach Provinzen eingetheilt, gegen 140 Ansichten enthalten sollte, schienen übrigens in Paris zunächst den günstigsten Erfolg zu haben. Nachdem Stackelbergs Zeichnungen einer Commission von Gelehrten und Künstlern zur Begutachtung vorgelegt worden waren, die darüber ein sehr günstiges Urtheil fällten, erhielt der Herausgeber von der Regierung die Unterschrift auf eine große Anzahl von Exemplaren. Alsbald aber hatte Stackelberg auch wieder mit mancherlei Intriguen der französischen Gelehrten zu kämpfen. Namentlich fand eine Gesellschaft von Gelehrten, die von Frankreich nach Griechenland ausgesandt wurde und der Stackelberg Nachrichten über das Land zu geben aufgefordert wurde, in seinem Werke einen Nebenbuhler ihrer Bestrebungen, und es kostete ihn manche Gänge zum Minister des Innern und zu den Chefs der verschiedenen Behörden, bis er die Leute überzeugen konnte, daß seine Bilder von ganz anderer Art seien, als was ihre Unternehmung bezweckte, und bis er die von seinem Verleger ausbedungene Unterstützung der Regierung fest zugesagt erhielt. So konnte er denn, nachdem er auch den Text zu seinem Werke wenigstens im ersten Entwurf vollendet hatte, schon während seiner Anwesenheit in Paris die ersten Blätter seiner Ansichten lithographirt sehen. — Außerdem mußte er in

Paris auch noch einen literärischen Streit mit dem ihm schon von Italien her bekannten und verfeindeten Raoul-Rochette ausfechten. Dieser hatte ihn auf gehässige Weise in Zeitungen anzuschwärzen gesucht und beschuldigt, ihn in Italien bei dem Gräberfunde von Tarquinii verfolgt zu haben, auch sein phigalisches Werk in öffentlichen Blättern geschmäht und gleichfalls, wiewohl ohne Erfolg, sich bemüht, die französische Regierung von der Unterstützung, die sie seinem Verleger bewilligt hatte, abzubringen. Stackelberg antwortete in mehreren öffentlichen Blättern mit einer kurzen, verachtenden Entgegnung auf jene Anschuldigungen und mit einer kleinen Broschüre: Quelques mots sur une diatribe anonyme, die den Franzosen in launiger Weise abfertigte und die auch Göthe meisterhaft nannte. Uebrigens traten für Stackelberg auch Andere gegen Raoul-Rochette in die Schranken, der auch bei den französischen Gelehrten wenig beliebt war, so daß Stackelbergs Verdienste durch diesen Streit in Frankreich nur noch bekannter und sein Feind vollkommen geschlagen wurde. Der Aufenthalt in Paris hatte für Stackelberg besonders den Vortheil, daß er mit den angesehensten französischen Gelehrten in persönliche Bekanntschaft treten konnte. Große Genugthuung gewährt es ihm auch, daß man in Frankreich sein phigalisches Werk ganz besonders schätzte und ihm größere Wichtigkeit beilegte, als dies von deutschen Gelehrten geschah, die, wie Stackelberg klagt, aus Parteilichkeit gegen sein mythologisches System und „weil sie überhaupt nicht leicht den Jüngern gegenüber ihre veralteten Ansichten und Vorurtheile aufgeben mögen", seine Arbeit weniger beachteten, als sie werth war. Sonst zog ihn der Aufenthalt in der elegantluxuriösen Stadt mit ihrem verkünstelten Wesen wenig an. Er schreibt darüber im Januar 1829 an die Schwester: „Glaube nur ja nicht, daß mich dieser Ort, der für andre Menschen so viel Reize zu haben pflegt, nur im geringsten fesselt; ich hatte nie einen besondern Zug hieher, und finde nun, da ich den Ort kennen gelernt habe, so wenig Freude an ihm, daß ich die Zeit ersehne, wo mich die Räder wieder hinwegführen werden. Nichts kommt hier dem gleich, was ich schon gesehen habe, bis auf den Kirchhof des père la Chaise, der mir als eine völlige Erneuerung einer antiken Gräberstadt erscheint." Mit großem Interesse wohnte Stackelberg in Paris auch der Eröffnung der Kammern bei, wo er Gelegenheit hatte, den ganzen Hof in seinem höchsten Glanze und den Adel in großem Costüm zu sehen und zugleich die Thronrede des Königs anzuhören. Der russische Botschafter Graf Pozzo di Borgo hatte ihm die schwierig zu erlangende Einlaßkarte

zu dem besten Platz, von wo er Alles aufs genaueste beobachten konnte, verschafft. Von seinen musikalischen Genüssen durch die Concerte der Sontag haben wir bereits oben berichtet.

Im Mai 1829 reiste Stackelberg von Paris nach London. Die wiederholte dringende Einladung seines alten treuen Freundes Cockerell, der Wunsch, diesen Hauptort wissenschaftlichen Verkehrs und die Kunstsammlungen des britischen Museums durch eigenen Augenschein kennen zu lernen, und die Absicht, seine noch übrigen begonnenen Werke hier bei einem Verleger vortheilhaft anzubringen, veranlaßten ihn zu dieser neuen Abschweifung von seiner ursprünglichen Reiseroute. In Begleitung seines Pariser Verlegers Osterwald gelangte er in 30 Stunden von Paris in diese „zweite Stadt der modernen Welt." Die 2 bis 3 Wochen, die er anfangs nur hier zu verweilen im Sinne hatte, dehnten sich zu mehreren Monaten aus. Die großen Entfernungen in dieser Welthandelsstadt bewirkten diese Verzögerung, da er doch alle seine in Italien gewonnenen englischen Bekannten, die weit zerstreut in der Stadt oder Umgegend wohnten, wiedersehen wollte. Die meiste Zeit widmete er natürlich seinem geliebten Cockerell, dem er auf diese Weise jetzt das vor 11 Jahren bei ihrer Trennung in Rom gegebene Versprechen mit gewohnter Pietät erfüllte. Er fand den Freund in den behaglichsten Verhältnissen und kam gerade zu der Taufe seines Erstgebornen nach seinem Landhause, wo er mehrere Tage festgehalten wurde und den Freund durch seinen Umgang wieder wie früher verjüngte. Seine Hoffnung in London einen Verleger für seine noch unedirten Werke zu finden, ging nicht in Erfüllung.

Aus London scheidend, ging Stackelberg zunächst über Belgien nach Deutschland zurück. Er schreibt über diese Reise: „In 10 Stunden war ich aus der prachtvollen Stadt des Welthandels mit ihrem Walde von Schiffsmasten in Holland, und wie ich auf der Hinreise den einen Tag in Paris, den andern in London zu Mittag gespeist hatte, so konnte ich bei der Wegreise in London noch frühstücken und desselben Tages in Ostende zu Abend speisen. Das ist der Vortheil der Dampfschifffahrt, die uns mit einem Zaubermantel von einem Orte zum andern hinübersetzt. Die Entfernung ist doch so groß, daß man den größten Theil des Weges nur Meer und Himmel sieht. Dabei war ich in sehr angenehmer Gesellschaft in einem eleganten Salon mit schönen Divans, und ein trefflicher Koch und Kellner versäumten nichts was zum Wohlleben gehört. Von Ostende setzte ich meine Reise sogleich durch die Niederlande über Brügge, Gent,

Antwerpen, nach Brüssel fort, wo ich mit Bewunderung die prachtvolle Einrichtung des Palastes unserer Großfürstin Anna, der Kronprinzessin von Holland, und vorzüglich ihre schöne Gemäldegalerie von niederländischen Meistern sah. Die Kaiserliche Hoheit selbst war aber zu meinem Bedauern eben abwesend, sie hätte sich vielleicht erinnert, mich am Hofe zu Pawlowsk (1815 bei seinem Besuch in der Heimath) gesehen zu haben, wo ich ihr meine Zeichnungen vorwies." — Von Brüssel ging's nach Köln, und von dort wieder auf einem schönen Dampfschiff nach Mainz und Frankfurt, wo Stackelberg 8 Tage verweilen mußte, um eiligst zu seinem unterdeß in Paris rasch vorgerückten Werke der Ansichten eine Karte von Griechenland zu componiren. Von Frankfurt führte ihn ein Eilwagen nach Cassel, wo er sich im Kreise früherer und neuer Freunde beglückt fühlte, obwohl sein Aufenthalt daselbst nur einen Tag dauerte. „Länger mußte ich, heißt es weiter in seinem Reisebericht an die Schwester, in Göttingen bleiben, wo meine alten Professoren mir mit besonderer Auszeichnung entgegenkamen und Alles zusammengeladen wurde, was sich für classische Literatur und Kunst interessirt. Das gab nun allerhand Fragen und Discussionen, aus denen ich wohl bemerkte, wie einseitig man in dem beschränkten Kreise der Lehrstudien und in dem Staube der Bücher wird, wenn man die Natur selbst und die Menschen nicht mit dazu beobachtet. Bei meinem alten Hauswirth, dem Professor Reuß, und besonders bei seiner Frau, die für mich in den Universitätsjahren eine schwesterliche Neigung gefaßt hatte, fand ich eine so rührende Aufnahme, als wäre ich in das elterliche Haus zurückgekehrt. Auch wurde mir in Göttingen nichts weniger als eine Professorwürde zugedacht, und für meinen Gelehrtenberuf hätte mir nichts Vortheilhafteres begegnen können, da man ja diesen nur mit solchen Vorkehrungen erst recht gesetzmäßig zu behaupten gewohnt ist. Doch ich dachte an das Ziel meiner Reise und schlug alle derartigen Anerbietungen aus. Uebrigens wollte ich mir noch, bevor wir uns wiedersehen — Dir allein sei es vertraut — eine Braut holen und ging darum bis Hannover hinauf. Du erinnerst Dich vielleicht nicht mehr, daß ich aus Rom einmal an unsre liebe Mutter schrieb, die Bekanntschaft einer jungen Baronin Bloom gemacht zu haben, die aus Holstein gebürtig war, reich, Freundin der Kunst, auch selbst eine geschickte Zeichnerin. Da erfuhr ich denn, daß auch die erste Frau unsers Vaters aus derselben Familie gewesen war, und weil ich denn mit ihm denselben Taufnamen führe, so schien mir eine solche Fügung für Otto Stackelberg nicht ohne Bestimmung des Schicksals. Ich

hörte, daß sie jetzt in Hannover mit ihrer Mutter lebe und reiste also hin? Doch sie war nicht in Hannover, sondern nach Holstein gereist, und meine Neugier sie wiederzusehen wurde nicht befriedigt. Ich mußte wieder durch Göttingen zurückreisen. Eine Merkwürdigkeit vergaß ich noch zu erwähnen, daß ich nämlich in Göttingen alle meine Effecten wiederfand, welche ich vor 22 Jahren dort zurückgelassen hatte. Es war mir keineswegs uninteressant, wiederzusehen, was ich vor so langer Zeit getrieben, ja selbst an mir getragen hatte; aber es ist doch wirklich ein exemplarischer Zug von Ehrlichkeit, daß ich die Sachen alle in größter Ordnung und wohlerhalten wiederbekam, obgleich ein ganzes Haus darüber weggebrannt, der Besitzer desselben, dem ich sie zur Aufbewahrung anvertraute, gestorben war und nur seine alte brave Frau noch lebte, die denn für die Erhaltung meines Eigenthums aufs beste gesorgt hat und nicht einmal eine Bezahlung für ihre Sorgfalt und Ehrlichkeit nahm, sondern sich, meine Anerbietungen ausschlagend, mit einer Bescheinigung ihrer Redlichkeit und Treue begnügte. — In Weimar wurde ich im Schoße Goethe's aufgenommen. Der alte Dichter, der einzige jetziger Zeit, kam mir mit einer Achtung und Freundschaft entgegen, die mich überraschte, bei seinem bekannten Ernst und bei der Vergötterung, die er in seinem Leben erfahren hat. Er wollte mich nicht von sich lassen, und stolz auf seine Anerkennung, konnte ich mich ganze 5 Tage nicht von ihm losreißen, wo ich morgens um 10 Uhr schon mich einfinden mußte und bis um 11 Uhr abends blieb; alle Tage beim Frühstück, Mittag- und Abendessen, wo er gar seltenes Gemüse aus Italien vorsetzte, bald allein mit ihm, bald mit seiner sehr gebildeten Schwiegertochter, der gebornen Gräfin Pogwisch, auf Spazierfahrten, bald bei seinen Portefeuilles, bald bei seiner Antikensammlung, bald am Hofe bei der trefflichen alten Großherzogin (die regierende Großherzogin Marie war nicht in Weimar), bald auf seiner kleinen Villa, die er selbst gepflanzt hat und die ich zeichnete. Er dachte sich's zu meiner Unterhaltung aus, immer die schönste junge Dame aus Weimar täglich in unserer Gesellschaft zu haben, und gab mir ein schönes Andenken, sein Bildniß in mehreren Medaillen, und ich unterließ nicht, ihm durch einige von meinen eignen Zeichnungen und durch das Werk über die neugriechischen Trachten mich dankbar zu beweisen. Ich wurde ganz beschämt durch ein Wort von ihm: „Sie haben ausgeführt, was ich umsonst zu erreichen strebte.“ Sage, ob ich von einem solchen Mann so rasch forteilen konnte? Ich blieb 5 Tage, indem ich täglich zum Bleiben für den folgenden gedrungen wurde. —

Von Weimar nach Leipzig, wo ich wieder mit aller erwünschten Auszeichnung von den Gelehrten aufgenommen wurde. Ich wollte nur einen Tag bleiben, aber da war für den folgenden ein Mittagsmahl von mehr als 100 Personen veranstaltet, und wie ich mich ganz unbekannt in der großen Gesellschaft glaubte, wurde plötzlich eine ehrenvolle Rede gehalten, in welcher sich's entwickelte, daß an mich gedacht worden und daß eine laute Anerkennung meiner Verdienste für die Kunst und Gelehrsamkeit durch ein allgemeines Lebehoch mir gebracht werden sollte. Der bekannte Domherr Stieglitz, der über die Architektur der Griechen eins der früheſten Werke geschrieben hat, hielt die Rede, und ich mußte schuldigerweise mit Dank und Verehrung des gelehrten Vereins erwidern."

In Dresden traf Stackelberg mit den ihm so befreundeten römischen Bekannten, den Familien des Gesandten von Reden und des Grafen von Baudissin zusammen; das waren nun wieder starke Bande ihn festzuhalten; außerdem fand er Geschäftsbriefe von dem Pariser Verleger seiner „Ansichten von Griechenland" vor, welche ihm die Pflicht, zu diesem Werke den erklärenden Text einzusenden, der zwar schon in Paris im vorigen Jahr entworfen war, aber bei den Zerstreuungen der Reise bisher nicht hatte ausgearbeitet werden können, dringend nahe legten. Da er wohl einsah, daß er die Vollendung seiner gelehrten Arbeiten, zu der ihn die Pflicht gegen Verleger und Publikum drängte, in der Heimath bei dem gänzlichen Mangel aller wissenschaftlichen Hülfsmittel nicht werde bewerkstelligen können, entschloß er sich wieder zu einem längern Aufschub seiner Reise in die Heimath und richtete sich „bis zum Frühling" in Dresden in einer hübschen bequemen Wohnung häuslich ein. Aus diesem einen Winter, den er noch fern zu bleiben beabsichtigte, wurden aber, indem noch andre hindernde Umstände, z. B. vielerlei gesellschaftliche Zerstreuung, die ihm die rasche Vollendung seiner Arbeiten unmöglich machte, das Auftreten der Cholera in seiner Heimath und in Deutschland, und eigne Krankheit hinzutraten, noch 4½ Jahre, die er theils in Dresden, theils in Mannheim oder auf Reisen in Deutschland zubrachte. Hauptsächlich aber mochte der Umstand, daß seine Sehnsucht nach der Heimath überhaupt nach dem Tode der Mutter bedeutend geschwächt war, was er freilich in seinen entschuldigenden Briefen an die Schwester nicht wahr haben, wohl auch sich selbst nicht einmal recht eingestehen wollte, und die in seinem Charakter liegende Unentschlossenheit sowie die Gewohnheit, sich von der Stimmung des Augenblicks leiten und sich aus behaglichen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht

gern herausreißen zu lassen, die Schuld an dieser Verspätung tragen. Ebenso wenig mochte er sich aber auch, bei seinem steten Schwanken zwischen der Heimath und dem Auslande, durch bestimmte Verpflichtungen zu einem dauernden Aufenthalte in Dresden, wo man ihm eine feste Anstellung als Oberverwalter aller sächsischen Kunstanstalten, der berühmten Bildergalerie und in's Besondere der Antikensammlungen auswirken wollte, binden lassen.

Die geselligen Verhältnisse in Dresden gestalteten sich für Stackelberg überaus erfreulich. Außer den alten Bekannten traf er dort einige Landsleute, unter andern den als Novellendichter hernach bekannt gewordenen Baron Alexander Ungern-Sternberg, mit dem er in sehr vertrauten Verkehr trat und der ihn auch hernach auf seiner Reise nach Manheim begleitete. Besonders wohl fühlte er sich aber in dem sogenannten Tiedgeschen und Tieckschen Kreise, zu dem unter Andern anfangs noch die bereits hochbetagte Elisa v. der Recke (Schwester der Herzogin Dorothea v. Kurland), der auch als Schriftsteller über Psychologie und Anthropologie berühmte Arzt Carus, der Maler Vogel v. Vogelstein, Frau v. Quandt, der hessische Gesandte v. Steuben u. s. w. gehörten. Auch bei Hofe wurde Stackelberg bekannt; besonders gewann er die Gewogenheit der sehr unterrichteten sächsischen Prinzen, mit denen er manche vertrauliche Stunde zubrachte und von denen namentlich der jüngere in der griechischen und römischen Literatur wohl bewandert war und den Umgang mit Gelehrten eifrig suchte. Dort lernte er den geistreichen Kronprinzen von Preußen (nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV.) persönlich kennen, der ihn bereits aus seinen Schriften schätzte, ihm hohe Achtung bezeigte und ihn aufs freundlichste nach Berlin einlud, um ihm das neueröffnete Museum zu zeigen. Besonders anziehend für Stackelberg war aber der Umgang mit der aus Reval stammenden Familie Krause, die zu Weistropp, in der Nähe von Dresden sich einen Landsitz mit dem gewähltesten Geschmack und wahrhaft fürstlicher Pracht eingerichtet hatte und ihrem Landsmann mit so vieler Freundschaft entgegenkam, daß er häufig von ihren gefälligen Einladungen Gebrauch machte. Ihre schöne Wohnung, mit einer Sammlung von Gemälden neuerer Künstler und mit trefflichen Statuen geschmückt, zog viele Fremde aus Dresden an, die alle mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen wurden, so daß keine Woche verging, wo sie nicht zahlreiche Besuche selbst der Vornehmsten empfingen. Besonders unterließen es Künstler nicht diesen angenehmen Ort aufzusuchen. Die Liebe der Familie zu-

mal für treffliche Musik bewirkte, daß immer die ausgezeichnetsten Virtuosen hinauskamen und daß man in dieser Kunst dort jederzeit das Vollendetste zu hören bekam. Vielleicht mochte auch ein zarteres Interesse, wenigstens vorübergehend, für Stackelberg eine Anziehungskraft an diesen Ort ausüben; wenigstens trug sich die Gesellschaft in Dresden im Winter 1830 mit dem Gerücht umher, daß Stackelberg und Emma Krause, die anmuthige Nichte und Pflegetochter des Besitzers von Weistropp, ein Paar werden würden. — Andere Genüsse boten Stackelberg während seines Dresdener Aufenthalts Tiecks Vorträge classischer, zumal Shakespearischer Schauspiele dar, dessen Kunst des Vorlesens, wie Stackelberg sich ausdrückt „alles übertrifft, was man sich davon für eine Idee zu bilden vermag, da man Shakespearische Stücke lieber von ihm, als in irgend einem der besten Theater vortragen hört" — und das Theater selbst durch die vorzügliche Aufführung der trefflichsten Meisterwerke, ein Genuß, den er seit so langer Zeit entbehrt hatte, wie er denn überhaupt so manches in der deutschen und französischen Literatur nachzuholen hatte, was ihm während seiner ausschließlichen Beschäftigung mit der classischen und italienischen Kunst unbekannt geblieben war.

Alle diese Annehmlichkeiten vermochten übrigens Stackelbergs Interesse für Italien nicht zu schwächen und ihn namentlich im ersten Winter, den er in Dresden verlebte, kaum für den Verlust der italienischen Natur und des südlichen Klimas zu entschädigen. „Das hiesige Klima, schreibt er, erschreckt mich förmlich. Ich kann nicht in die Luft gehen, ohne daß ihre harte Berührung mir Thränen aus den Augen preßt und mich unwillkürlich zwingt, den eisernen Himmel zu beweinen; auch behindert die scharfe Luft mir das Athemholen; dennoch bin ich wohl und wundere mich selbst, daß ich bei der Eingeschlossenheit in der Stube und bei dem immerwährenden Sitzen und Schreiben ohne die mir so nothwendige Bewegung in freier Luft, mich so gut zu erhalten vermag; zum Glück bemerke ich bei dem Zwang meiner anstrengenden Beschäftigungen und den vielen angenehmen geselligen Beziehungen und Genüssen kaum die Oede des hiesigen Winters und die gänzliche Erstorbenheit der Natur um mich her". Und in einem Briefe vom 27. Februar 1830: „Ich feierte immer den heutigen Tag (den Geburtstag der Mutter) mit einem Blick auf die schöne Natur und ihre trostreichen Wunder. In Italien war der Himmel um diese Zeit heiter und in Feld und Gebirge bereits die Pracht des Frühlings ausgebreitet, die in der geheimen Sprache der Blumen ein hohes Loblied

auf die wiedergeborene Schönheit und Jugend der Welt zu singen schien. Hier aber herrscht noch Nebel und Düsterheit und in der Natur ein Kampf um Leben und Tod, wobei es unentschieden bleibt, ob sie schon wiedererwachen oder noch im starren Schlaf verharren wird. Der Anblick der Natur betrübt mich nur und mahnt mich an die schöne südliche Zone, die weit hinter mir liegt. Meine Lage ist hier übrigens in jeder andern Beziehung heiter und angenehm zu nennen. Ich habe hier freundlichen Umgang, die Gesellschaft wohlwollender Menschen und genieße die Achtung der Welt, die wenigstens zum Theil die Frucht meiner Bestrebungen ist. Daß man im Vaterlande meiner wenig gedenkt, ist die natürliche Folge der spätern Entwickelung desselben. Erst muß die übrige Menschenwelt wohl Vieles gesprochen haben, bis der Klang davon dort widerhallt, wie in den übrigen Gegenden der Erde die Blumen längst aufgesproßt und erblüht sind, bevor sie in unserm Lande entkeimen". Die später eintretenden warmen Tage des deutschen Frühlings versöhnten Stackelberg auch in dieser Beziehung mit seinem Dresdner Aufenthalt. „Mit Freude, schreibt er im April an die Schwester, begrüße ich die schönen warmen Tage, weil ich so ganz an den schönen Himmel gewöhnt bin, daß ich ihn nicht entbehren kann, ohne ein schweres Opfer zu bringen. Du wirst wissen, wie hübsch die Umgebungen von Dresden sind, und sie müssen mir dieses Jahr einen Ersatz bieten für mein weitentlegenes Italien, wo der Frühling schneller als hier und schöner eintritt. Ich habe schon manche sehr angenehme Luftfahrt ins Freie gemacht, wo die heitere Natur mir Trost und Freude gewährte".

Unterdessen waren schon im Januar 1830 die vier ersten Hefte seiner griechischen Ansichten, die in Paris lithographirt wurden, an Stackelberg nach Dresden gelangt und zugleich das inzwischen fertig gewordene Manuscript des sie begleitenden französischen Textes an den Verleger in Paris von ihm abgesandt worden. Stackelberg äußerte sich über die ihm zugesandten Proben der Zeichnungen sehr befriedigend: „Die 4 fertigen Lieferungen der Steinzeichnungen zu meinem griechischen Reisewerk sind vortrefflich gerathen, und ich möchte sagen, daß man bisher noch nichts so gut lithographirt hat. Es sind ganz meine Zeichnungen in verkleinertem Maßstabe mit künstlerischer Geschicklichkeit ausgeführt". — Zu Anfang des Jahres 1830 eröffnete sich für Stackelberg auch die Aussicht, zu einem völligen Ersatz der vielfachen Auslagen für seine Werke zu gelangen, ja noch einen Gewinn bei denselben zu erzielen. Nicht allein war ihm von

dem Pariser Verleger seiner griechischen Ansichten ein Honorar von 25,000 Francs zugesichert worden, sondern es war ihm auch gelungen für zwei andere Werke, die „Gräber der Hellenen" und die zweite Abtheilung seiner griechischen Trachten und Gebräuche, in Deutschland einen Verleger unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu gewinnen. Nach vergeblichen Unterhandlungen darüber mit Barth in Leipzig übernahm nämlich Reimer in Berlin dieselben und sicherte Stackelberg contractlich die Summe von 30,000 Rubel Banco für beide zu, die ihm, wie auch die mit Osterwald in Paris abgemachte Summe in bestimmten Terminen während des Erscheinens der Werke ausgezahlt werden sollten; freilich unter der Bedingung der rechtzeitigen Textlieferung von Stackelbergs Seite. Außerdem hoffte er noch für die Ansichten von Griechenland die Petersburger Akademie der Wissenschaften zu einer Unterstützung zu vermögen und dadurch wie durch eine in Petersburg zu eröffnende Subscription auf dieses Werk einen weitern Vortheil aus diesem Unternehmen zu ziehen. Auch die Hypogäen von Tarquinii wurden Cotta, der ihn jahrelang mit dem Erscheinen hingehalten hatte, weggenommen und Reimer in Verlag gegeben, zu welchem Zwecke Stackelberg im August des Jahres eine Reise von Dresden nach Berlin unternahm. Freilich hatten sich nun Stackelbergs Verpflichtungen zum Arbeiten durch alle diese Abmachungen bedeutend erweitert und verschärft; denn außer den Zeichnungen zu den griechischen Volksscenen, die auf 20 Blätter berechnet und freilich schon größtentheils in Rom entworfen waren, an denen aber doch auch noch Einiges fehlte, waren die Texte zu diesem ganzen Werk (den Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne) und zu den Hypogäen von Tarquinii zu liefern, desgleichen der längst begonnene zu den „Gräbern der Hellenen" zu vollenden. Alle diese Arbeiten mußten laut Abmachung in einem Jahr zu Stande kommen, denn im nächsten Leipziger Meßkatalog zu Ostern des folgenden Jahres sollten seine von Reimer in Verlag genommenen Werke bereits angekündigt erscheinen; und Stackelberg mochte sich wohl mit Grund mehr Hände wünschen, um diese Aufgaben allein auszuführen, die bisher immer unter zwei verschiedene Personen, einen Künstler und einen Gelehrten, vertheilt gewesen waren. Jene günstigen Aussichten auf materiellen Gewinn erfüllten Stackelberg mit großer Freude, um, wie er sagt, „bei denen, die in der Heimath das Geld hochachteten, in der Folge nicht als Verschwender verschrieen zu werden, indem seine Arbeiten ihm nun mehr einbringen würden, als er dafür ausgegeben, obwohl es

mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden sei, mit Würde und anständiger Pracht ausgestattete Werke in den Buchhandel zu bringen". — Aber wie bald sollten diese schönen Hoffnungen größtentheils scheitern! Die Julirevolution in Paris, die eine allgemeine Stockung der Geschäfte hervorbrachte und auch den Buchhandel lähmte, bewirkte zunächst, daß die Zahlungen von Paris ausblieben, ja es trat sogar, nachdem 16 Lieferungen der Ansichten von Griechenland erschienen waren, eine Stockung in dem Fortgang des Werkes ein, und da nun natürlich die Unterstützungen der französischen Regierung wegfielen, auch die Unterhandlungen mit der Petersburger Akademie der Wissenschaften erfolglos blieben, mußte Stackelberg noch froh sein, daß jenes Werk überhaupt nur vollendet wurde und auf jeden Gewinn dabei verzichten. Das Werk erschien endlich 1834. (La Grèce. Vues pittoresques et topographiques, dessinées par O. M. Baron de Stackelberg. Paris, chez I. F. d'Osterwald. 1834. 2 Theile. Royal-Fol. Der erste Theil mit 28 S. französischen Textes, enthält die Ansichten des Peloponnes, der zweite Theil mit 18 S. Text die des nördlichen Griechenlands). Aber die Verlagshandlung von Osterwald, durch die politischen Wirren ruinirt, machte schließlich vollständig Bankerott, und nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Exemplaren der griechischen Ansichten, die darum auch höchst selten sind, konnte aus jenem Schiffbruch gerettet und durch den deutschen Buchhandel hernach verbreitet werden. — Auch der deutsche Verleger kam seinen Verpflichtungen nicht nach, wohl nicht ohne Stackelbergs Schuld. Zwar die „Trachten und Gebräuche der Neugriechen", wovon die erste Abtheilung unter französischem Titel in 31 Blättern schon 1826, wie gesagt, erschienen war, kamen in der That als zweite Abtheilung dieses Werkes in 21 Blättern 1831 mit deutschem Text bei Reimer in Berlin heraus. Aber mit der Vollendung des Textes zu dem andern Werke, den „Gräbern der Hellenen", zögerte Stackelberg ungebührlich lange, zum Theil durch anhaltende Krankheit verhindert, und so mußten denn dem Berliner Verleger, um einem langwierigen Prozesse zu entgehen, Terminverlängerungen und Zahlungsfristen bewilligt werden, ja das endliche Erscheinen des Gräberwerkes im Todesjahre Stackelbergs (Die Gräber der Hellenen, von O. M. Baron von Stackelberg, Berlin bei Reimer. 1837. Royal-Fol. 79 Kupfertafeln nebst 44 und 49 S. Text) hat man auch nur einem Freunde Stackelbergs, dem badenschen Geheimrath Ungern-Sternberg, zu verdanken, welcher durch sein unablässiges Drängen Stackelberg endlich bewog, dieses Werk nur mit

einer vorläufigen, dem dringendsten Bedürfniß genügenden Erklärung, statt des eigentlich beabsichtigten, inhalt- und umfangreichen Textes, zu dessen Vollendung es aber wohl sicher nie gekommen wäre, erscheinen zu lassen. Das Werk über die Hypogäen von Tarquinii endlich ist, wie wir schon oben berichteten, leider nie erschienen. Außer andern Verhinderungen war an dieser Saumseligkeit Stackelbergs der Umstand schuld, daß er während seines Aufenthalts in Dresden, durch den Umgang mit Dichtern und den weiblichen und männlichen Schöngeistern des Tiedgeschen Kreises verleitet wurde, manche nothwendigere gelehrte Arbeit über der Beschäftigung mit seiner mythologischen Dichtung „Albunea" zu vernachlässigen. Diese nennt Stackelberg selbst ein episch-archäologisches Gedicht; in der That war es ein durchweg allegorisch gehaltenes Lehrgedicht über Mythologie in hexametrischer Form, dessen Idee und Entstehung sich an seine Bearbeitung des Textes zu dem Apollotempel und den Gräbern der Hellenen knüpfte und in dem er jenes ihm eigen gewordene mythologische System in poetischem Gewande zur Darstellung zu bringen suchte, indem er es der Albunea, „der weißen Göttin von Tibur" in den Mund legte. Die Albunea ist nämlich die Nymphe des Wasserfalles zu Tivoli (dem alten Tibur), an welchen Ort von der Sage die Heimath der römischen Sibylla verlegt wird. Die Quelle des Wasserfalls soll alle 1000 Jahr einmal verschwinden und dann nach einem Jahr wiederkehren. Der Dichter ließ nun beim ersten Verschwinden der Quelle die Sibylla ins Leben treten und beim Wiedererscheinen der Quelle verschwinden, und so noch zweimal. Das ganze Gedicht war auf 3 Bücher angelegt und sollte zuerst die Götter- und Menschenbildung, sodann die Heroensagen enthalten. Gewidmet ist es, wie aus den von Gerhard (Hyperboreisch-römische Studien Thl. II, pag. 292, wo vorher auch eine umständlichere Relation über das in Rede stehende Gedicht und ein längeres Bruchstück gegeben wird) beigebrachten Schlußversen hervorgeht, seinen „hyperboreischen Freunden". Die Anlage des Gedichtes ist geistreich, außerdem ist es reich an tiefsinnigen Gedanken und glänzenden Schilderungen. Dennoch wird der poetische Werth des Ganzen, wie der aller derartigen allegorischen Dichtungen, die in ihrer sibyllinischen Sprache zum Verständniß erst einer besondern Deutung und Erklärung bedürfen, nur mäßig anzuschlagen sein, trotz des Beifalls, den dasselbe in dem Tiedgeschen Kreise, wo Stackelberg oftmals einzelne Partien daraus auch den Damen vorlas und erklärte, fand. Auch dieses Werk ist, wie erwähnt, nicht zum Abschluß gekommen und unveröffentlicht geblieben.

Wir haben schon oben einer im August des Jahres 1830 von Dresden aus unternommenen Reise Stackelbergs gedacht. Dieselbe ging zunächst nach Berlin, um sein Werk über die Hypogäen ebenfalls Reimer in Verlag zu geben. Ein zweiter Zweck dieser Reise, die hernach von Berlin nach Holstein fortgesetzt wurde, war der, jene Familie aufzusuchen, aus der sich Stackelberg, wohl mehr einer fatalistischen Grille als dem Zuge seines Herzens folgend, eine Lebensgefährtin wählen wollte. Die Dame, um die es sich handelte, muß auch jedenfalls bereits über die erste Blüthe der Jugend hinaus gewesen sein, da er schon bei Lebzeiten seiner Mutter in Italien, also wenigstens vor 10 Jahren, ihre erste Bekanntschaft gemacht hatte. So läßt sichs denn also auch leicht erklären, weshalb es, obwohl Stackelberg bei einem 8-tägigen Besuch auf den Gütern der Familie von der jungen Baronin mit vorzüglicher Hochachtung, von der Mutter wie ein Sohn des Hauses aufgenommen wurde und man allgemein großes Gefallen an ihm bezeigte, doch nicht zur Verlobung mit der betreffenden Dame kam. Jene Reise, von welcher er nach 6-wöchentlicher Abwesenheit im September nach Dresden zurückkehrte, hatte ihm nur durch eine Erkältung in der feuchten Witterung eine langwierige Krankheit zugezogen, bei der alle Drüsen seines Halses und Gesichts anschwollen und die namentlich mit einer hartnäckigen Taubheit verbunden war. Zwei Monate mußte er in der Stube mit eingehülltem Kopfe sitzen und, um das Ausfallen der letzten Haare zu verhindern, sich das Haupt völlig glatt rasiren lassen. Nachdem wenigstens die Drüsengeschwulst gegen Ende des Jahres gewichen war, zog er sich um Weihnachten bei der fortdauernden Nässe des Thauwetters zum zweiten Mal eine Erkältung zu. Die Drüsengeschwulst kehrte wieder, der Magen zeigte sich völlig zerrüttet, Schwindel und Kopfweh plagten ihn häufig, die Harthörigkeit wechselte mit einer noch besorglichern Augenschwäche ab. „Ich sah, schreibt er, plötzlich alles doppelt, und manchmal ganz durcheinander verwirrt und trübe, im Theater z. B. die Scene zweimal übereinander, die wirklichen Schauspieler in natürlicher Größe, und darunter die Wiederholung der ganzen um 1/3 kleiner, übrigens alle Menschen als die scheußlichsten Caricaturen mit 4 Augen u. s. w., indem alle Theile der Gesichter in einander verschoben erschienen. Das Schicksal konnte keinen häßlicheren Schabernack für mich ersinnen, der alle Caricaturen in der Seele haßt, nach dem Schönen in Gestalt und Farbe sich sehnt, den Mangel der schönen Natur in Deutschland selbst mit Wehmuth empfindet und für den verlassenen südlichen Himmel grade bei die-

sen Uebeln um so mehr büßt. Nicht die Mittel, die mein Arzt, einer der geschentesten und genialsten Männer (Carus) verwandte, sondern Bewegung und frische Luft haben mich fast ganz wieder hergestellt, indem ich täglich vor der Zeit, wo mein Uebel zur bestimmten Stunde zu kommen pflegte, aus dem Hause rannte und ein Paar Stunden, trotz Schnee und Regen, wohlverwahrt umherlief. Noch ist aber die Dumpfheit des Gehörs nicht ganz verschwunden; sie geht wohl auf ein Paar Tage fort, täuscht mich aber durch beständige Wiederkehr, und auch meine genesenden Augen verfallen wohl noch manchmal in eine Art verworrenen und trüben Blicks. Doch ich habe die Zuversicht gewonnen, daß ich mit dem eintretenden Frühling völlig wiedergenesen werde."

Im Mai 1831 reiste Stackelberg zum Gebrauch einer Brunnencur nach Teplitz. Diese Cur blieb nicht ohne günstigen Erfolg: die Drüsenverhärtung nahm ab, und auch mit dem Gehör wurde es besser. Nachdem er bei dieser Gelegenheit auch Prag, Carlstein, Carlsbad und Schönburg besucht hatte, kehrte er im Juli wieder nach Dresden zurück. Aber schon Anfang September flüchtete er vor der Cholera, die inzwischen auch in Deutschland zu wüthen angefangen hatte und vor der er eine panische Furcht gehabt zu haben scheint, in Begleitung des Dichters Ungern-Sternberg nach dem bisher von der Seuche verschont gebliebenen Süden Deutschlands und ließ sich endlich zu einem mehrjährigen Aufenthalt in Manheim nieder, wo alsbald auch der letzte Rest seiner Harthörigkeit in dem milden Klima wich. Ueber diese Reise schreibt er an die Schwester: „Auf der Reise von Dresden erprobte ich gleich an der baierischen Grenze die Unzulänglichkeit der Sanitätspässe, obgleich ich aus gesunden Gegenden und Städten kam. Während man sich im Sächsischen begnügt hatte, mit artiger Verbeugung an den Kutschenschlag zu treten und zu fragen: „Wie befinden sie sich?", fingen hier im Bairischen die ärgerlichen Weitläufigkeiten an. Da in meinem Paß „seithero in Dresden wohnhaft", in dem meines Reisegefährten „anhero" geschrieben stand, behauptete der Sanitätsbeamte, Ersteres drücke eine viel kürzere Zeit als Letzteres aus, und obwohl ich meine Sprachkenntniß anstrengte und versicherte, daß ich 2 Jahre, mein Gefährte aber nur 14 Tage in Dresden gewohnt habe, kam ich nur mit Noth und Mühe über die Grenze... Ueber Hof, Baireuth, Bamberg reiste ich nach Pommersfelde, dem Schloß des Grafen Schönburg, welches an Pracht und Größe und durch die seltene Gemäldesammlung von trefflichen italienischen und niederländischen Meisterwerken mit den

fürstlichen Schlössern in Italien wetteifert, der Sammlung in München gleichzustellen ist und nur von der Galerie in Dresden übertroffen wird. Wie Viele mitten in dem an solchen Kunstschätzen armen Deutschland versäumen es, diese Sammlung zu sehen!.. Nürnberg hielt mich 14 Tage auf. Ich ergötzte mich mit einigen leichten Entwürfen bei dem berühmten Monument des Sebaldusgrabes, wo so viele schöne Motive, vermuthlich von verschiedenen Künstlern, selbst von italienischen, geformt und von Peter Vischer, dem Rothgießer, in Bronze ausgeführt sind. Keineswegs, wie der verschiedene Stil beweist, sind sie für dieses Meisters eigne Gedanken zu halten, was man doch allgemein annimmt, und es bleibt mir übrig, diese Bemerkung nächstens bekannt zu machen und näher zu erörtern. Ich fand die Albrecht-Dürerschen Gemälde im Rathhause fast unkenntlich gemacht durch die wiederholten schlechten Uebermalungen, die zum Hohn des berühmten Künstlers die letzten Spuren seines Pinsels verlöscht haben. Ich besuchte Hans Sachsens, Albr. Dürers und Pirkheimers Häuser, nach welchen seit des jetzigen, mir sehr wohl bekannten Königs von Baiern (Ludwigs) Regierung die Straßen benannt sind und beobachtete mit Freude die Wirkung, die solche Anordnungen für den Sinn des Volkes haben, bei welchem das Andenken an die Vorzeit dadurch von Neuem belebt wird. Auch besuchte ich in Nürnberg den Bruder meines verstorbenen treuen Freundes und Retters Haller. Von ihm erfuhr ich, daß mein Freund, bei Thermopylae schon die Ahnung von seinem nahen Tode fühlend, seine eigne Grabschrift in sein Taschenbuch niederschrieb: „Wanderer, wenn Du nach Deutschland kommst, sage, daß ich hier liege, weil ich nach Vervollkommnung rang." Und dies schrieb er in einer Gegend, durch die er früher zu meiner Befreiung herbeigeeilt war, seinem frühen Tode im Thale Tempe entgegengehend. Die seltene Trefflichkeit seines Charakters ist doch wenigstens darin anerkannt, daß unsre Freundschaft mit der Erzählung seiner edeln That in englische Anekdotensammlungen, wo man sie mir in London gedruckt zeigte, und in deutsche Kinderbücher, wo ich sie neulich beschrieben fand, aufgenommen wurde.... Ueber Heilbronn, Hall und Weinsberg kam ich endlich an den Neckar und an den alten Rhein, wo unsre Trauben blühn: unsre kann auch ich sagen, denn wer verleugnet wohl seine deutsche Abstammung und sein deutsches Blut? Du weißt doch, daß im Fuldaischen unser altes Familienschloß (Stecken, estl. = Stacken) in seinen alten Ruinen noch zu sehen ist, und ich will es bestimmt einmal besuchen, zu Ehren unserer Vorfahren.... In Heidelberg fand ich meinen

alten Freund, den Baron Hahn, mit seiner Familie, der, als kur- und livländischer Gouverneur mit Großkreuzen behängt, dort die Rechte studirt."

In Heidelberg wurde Stackelberg von den Professoren mit Auszeichnung empfangen. Er lernte dort auch Creuzer, den Verfasser der Symbolik, persönlich kennen, dessen Ansichten über die griechische Mythologie Stackelberg durchaus theilte, und der eben im Begriff stand, eine eingehende Recension über den „Apollotempel zu Bassae" zu schreiben und eine eigene Vorlesung über dies Werk zu halten. Auch die übrigen Professoren behandelten ihn mit der höchsten Achtung und suchten ihn zu überreden eine Professur in Heidelberg zu übernehmen oder, da er diese entschieden ausschlug, wenigstens den Winter über daselbst zu bleiben. Doch Stackelberg scheute die Gefahr einer neuen Erkältung in der kühlen Gebirgsgegend und wählte endlich nach langem Hin- und Herschwanken Manheim zu seinem zeitweiligen Aufenthaltsort. In diese Zeit scheint auch eine erfreuliche Auszeichnung, die Stackelberg vom Auslande erfuhr, zu fallen, indem ihn die Königl. dänische Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu ihrem ordentlichen Mitgliede aufnahm und mit dem betreffenden prachtvollen Diplom beehrte. Ebenso hatte ihn schon früher, den 1. September 1827, die Berliner Akademie zu ihrem auswärtigen ordentlichen Mitgliede creirt. Und während so das Ausland ihn auf alle Weise auszeichnete, sein Lob in Zeitungen und Journälen verbreitete, ihn in allen neuern archäologischen Schriften citirte, ja sogar in öffentlichen Blättern genau verzeichnete, wohin er ging, was er that und ließ, wußte man in seinem Vaterlande so gut wie nichts von ihm, kannte seine Schriften kaum dem Namen nach und dachte nicht daran, ihm irgend welche akademische Ehren oder eine Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft zu ertheilen. Nur von der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst war er 1830 zum ordentlichen Mitgliede ernannt worden.

In Manheim brachte Stackelberg etwa 2 Jahre zu, immer noch mit der Abfassung oder Vollendung der Texte zu seinen archäologischen Werken beschäftigt, aber mehr als je durch gesellschaftliche Zerstreuungen im Arbeiten gestört. Der lebhafte Verkehr mit der verwittweten Großherzogin Stephanie von Baden, jener geistreichen und liebenswürdigen Adoptivtochter Napoleons, die nach mannigfaltigen herben Lebensschicksalen, sich nach Manheim zurückgezogen hatte, dort einen kleinen Hof hielt und fast nur in dem Umgange mit Gelehrten und Künstlern lebte; mehr noch die Bekanntschaft mit einer Menge anderer vornehmen Personen, die eine solche Ausdehnung

erhielt, daß, wie er schreibt, er von einem Schloß zum andern fahrend, um den zahlreichen dringenden Einladungen zu folgen, den ganzen Sommer in fortwährenden Zerstreuungen und Belustigungen hätte zubringen können, stürzte ihn in einen Taumel geselliger Vergnügungen, der weder seinen gelehrten Arbeiten, noch seiner Gesundheit zuträglich war. — Im Sommer 1832 wurde Stackelberg durch die Sendung seines wohlgetroffenen Bildnisses erfreut, das der bekannte Dresdener Maler Vogel v. Vogelstein in Oel gemalt, mit dem derselbe, da man es für eines seiner gelungensten Werke hielt, zuvor auf Ausstellungen in Berlin, Dresden und Prag viel Beifall eingeerntet hatte und das er nun, nachdem er es mehrmals für Liebhaber wiederholt, Stackelberg zum Geschenke übersandte. Stackelberg ist auf diesem Gemälde unter den Ruinen des Apollotempels in Arkadien sitzend dargestellt, auf sein Portefeuille gelehnt, eine griechische Reisemütze auf dem Kopfe, seinen schönen Windhund Sirio zur Seite; ganze Figur, ungefähr 2 Spannen hoch. Außerdem existirt noch ein kleineres Brustbild Stackelbergs von demselben Künstler, das auch die Grundlage zu einer Lithographie abgegeben hat, und endlich befindet sich auf einem berühmten Gemälde desselben Vogel, wo Tieck, umgeben von dem gewähltesten Personal seines Kreises, dargestellt ist, unter diesem auch Stackelbergs wohlgetroffenes Bildniß. — Im Sommer 1832 hatte Stackelberg in Manheim auch die Freude, einige Glieder seiner Familie wiederzusehen und mit ihnen mehrere Wochen in den traulichsten Erinnerungen an die Heimath und seine dortigen Verwandten zu verleben.

Im Jahre 1833 gerieth Stackelberg in Manheim in eine bösartige Krankheit und in Folge falscher Behandlung eines dortigen Arztes betraf ihn ein Schlaganfall. Seitdem war seine geistige Blüthe dahin. Denn wenngleich er von diesem ersten Anfall körperlich wieder hergestellt wurde und in leidlichem Wohlsein gegen Ende des Jahres nach Dresden, hauptsächlich in der Absicht, sich von seinem dortigen höchst geschickten Arzte, dem ihm auch persönlich noch befreundeten Carus, behandeln zu lassen, zurückkehrte, so war er doch, obwohl er immer noch seine unvollendeten Werke von Zeit zu Zeit vornahm und namentlich an seinem mythologischen Gedicht fortwährend feilte, zu anstrengenderer geistiger Arbeit nicht mehr fähig. Auch wiederholte sich der Anfall im folgenden Jahr in Dresden noch einmal, wo auch die Zunge von der Lähmung mit ergriffen ward, so daß ihm das Sprechen eine Zeit lang besonders schwer fiel. In der Gesellschaft seiner vielen Freunde war er übrigens auch da noch durch seine an-

ziehende Persönlichkeit, durch seine bei besonderer Anregung immer noch geistvolle Unterhaltung und durch die Milde seines Urtheils eine willkommene Erscheinung. Er bewohnte damals eine unweit der Brücke an der Elbe reizend gelegene Villa, die er mit großem Geschmack eingerichtet und mit den schönsten Meubeln, Teppichen und Gemälden ausgeschmückt hatte. — Mit ganz besonderer Sorgfalt nahm sich damals der badensche Geheimrath Baron Ungern-Sternberg seiner an. Doch scheint derselbe manchmal etwas eigenmächtig mit ihm und zumal mit seinen Notizenbüchern und dem gesammelten Material zu seinen gelehrten Werken verfahren zu sein und sich zu angelegentlich auch um seine Kunstsachen bekümmert zu haben. Er nahm ihm z. B. oft ohne des Verfassers Vorwissen Papiere und Notizensammlungen weg, um sie für seine Verleger nutzbar zu machen, und so erzählt unter Anderm ein Freund Stackelbergs, dieser sei einmal in Dresden ganz trostlos zu ihm gekommen, klagend, daß Ungern während seiner Krankheit alle Zeichnungen aus seinen Skizzenbüchern herausgeschnitten und in Bücher größeren Formats geheftet oder geklebt habe. Jetzt, wo er nun die Skizzenbücher zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten wieder benutzen wolle, sei es ganz unmöglich, alle in denselben an Ort und Stelle gemachten Notizen zu finden, indem diese sich theils auf der Rückseite der Zeichnungen, theils auch von einer Seite zur andern fortlaufend befunden hätten.

Aus der Zeit dieses seines letzten Dresdener Aufenthalts sind uns noch ein Paar anziehende Anekdoten aufbehalten, die auf die ungemeine, oft mißbrauchte Gutmüthigkeit und Milde seines Wesens ein charakteristisches Licht werfen. Der treue Begleiter auf allen seinen Wanderungen durch Deutschland noch von Rom her, sein Lieblingshund Sirio, wurde ihm in Dresden gestohlen. Dem Wiederbringer ward eine Belohnung von 2 Rthlr. im Tagesblatte ausgesetzt. Der Hund kam alsbald wieder in den Besitz seines Herrn. Dieser Act wiederholte sich nun aber fast in jeder Woche, und als man ihm sagte, wenn er eine geringere oder gar keine Belohnung biete, werde das Thier wohl nicht mehr abhanden kommen, meinte Stackelberg gutmüthig: „Die guten Leute stehlen vielleicht den Hund, weil sie 2 Rthlr. brauchen können". Die andere Anekdote entnehmen wir dem Briefe eines seiner Bekannten aus dieser letzten Dresdener Zeit. Es heißt daselbst: „Laß mich Dir einen Nachmittag beschreiben, den ich in Stackelbergs Gesellschaft zubrachte: Er hatte mich zum Kaffee in seinen Garten eingeladen, erzählte mir daselbst viel von seinen Reisen und erklärte die

Bilder seines Werkes. So brachten wir eine Stunde recht hübsch und gemüthlich zu. Dann gestand er mir auf seine feine Weise: als er mich diesen Morgen zum Kaffee habe invitiren lassen, sei es seinem schwachen Gedächtniß ganz entfallen, daß er versprochen habe, zwischen 4 und 5 Uhr zu Frau v. Louquesi zu kommen, um ein Porträt der Devrient zu sehen und dann später um 5 Uhr mit einer Dame aus Weimar in den Plauenschen Grund zu fahren. Wir gingen nun zusammen fort: als wir auf der Hausflur einen hochbeladenen Frachtwagen halten sahen, dessen Fuhrmann auf Stackelberg zukam, um ihm zu melden, er brächte die 10 Kisten aus Rom (alle Kunstschätze seiner Sammlung enthaltend, die bei seiner Abreise aus Rom im Jahre 1828 seinem Freunde Kestner zur Aufbewahrung übergeben waren und die er sich erst nach Dresden hatte nachsenden lassen). Derselbe Fuhrmann brachte ihm aber zu gleicher Zeit die Schreckenspost, daß diese mit seltenen Kunstwerken, Statuen, Gemälden u. s. w. angefüllten Kisten, die der Papst auf Betrieb seiner italienischen Freunde mit einem Freibrief durch alle italienische Staaten versehen hatte, damit sie nur ja nicht aufgemacht würden, nachdem sie mit einem ähnlichen Freibrief Oesterreich und alle andern Länder passirt waren, an der sächsischen Grenze von den rohen Händen der Zollbeamten bis auf den Grund ausgepackt und dann wieder in die Kisten hineingeworfen wären. Der Fuhrmann sagte: trotz seiner flehendlichen Bitten habe man sich nicht zum Plombiren verstanden, sondern ihn 2 Tage lang aufgehalten und Alles durchwühlt. Denke Dir diese Nachricht in Bezug auf eine Sendung, deren Transportkosten allein 695 Thaler betragen hatten, in einem Moment, wo Stackelberg sich nicht einmal dieser Angelegenheit hingeben konnte, sondern die Ansprüche zweier auf ihn wartenden Damen zu befriedigen hatte. Du wirst mir zugeben, daß fast alle Männer unsrer Bekanntschaft den Fuhrmann (obgleich dieser eigentlich nicht schuld war) hart angelassen hätten, außer sich gerathen wären und vor allen Dingen den wartenden Damen auf der Stelle hätten absagen lassen. Doch er, so höchst empfindlich ihm die Sache war, blieb sich ganz gleich, sprach ruhig und freundlich mit dem Fuhrmann und führte mich trotz aller Gegenvorstellungen zu Frau von Louquesi, wo man ihm nicht das Geringste anmerkte. Dort empfahl ich mich ihm, um ihm nun wenigstens einen freien Augenblick zu gönnen. Er eilte hinüber, bezahlte den Fuhrmann und fuhr dann richtig auch mit der Weimarschen Dame sogleich in den Plauenschen Grund, ohne noch zu wissen, welch Unheil die Auspackerei angerichtet hatte. Ich muß gestehen,

daß mir dergleichen in meiner Erfahrung noch nicht vorgekommen war. Allerdings kommt es ihm sehr zu statten, daß er stets in der großen und feinen Welt lebte, wo man frühzeitig daran gewöhnt wird, sich äußerlich zu beherrschen. Doch die Art, wie er dies that, ist ohne eine wahrhaft edle Selbstverleugnung und Seelenstärke nicht zu erreichen. Zwei Tage darauf, als ich abends bei Tiedge mit Stackelberg zusammentraf, fragte ich nun gleich, wie es um die Sachen stände und erhielt die gelassene Antwort: „Manches ist recht gut angekommen, aber auch Vieles sehr beschädigt. Das Hauptstück von Allem und mir das wichtigste, eine Marmorstatue aus dem Tempel von Salamis (seine kostbare Amazone) ist — entzwei." Ebenso waren 2 große Cartons eigner Gemälde beim Auspacken auf der Douane, wo ein plötzlicher starker Regen fiel, so naß geworden, daß Pfützen darauf gestanden hatten und die Gemälde gänzlich ruinirt waren." — Wir können uns beim Lesen dieser Geschichte der Ansicht nicht entschlagen, daß schon eine gewisse, durch die Krankheit veranlaßte Stumpfheit seines Geistes der Grund zu dieser beispiellosen Seelenruhe und Gelassenheit gewesen sein mag.

Im Jahre 1835 führte Stackelberg denn endlich, nachdem er seine Angelegenheiten in Dresden vorläufig geordnet, sich mit seinen Verlegern so gut es ging auseinandergesetzt und sein Museum jenem obenerwähnten Geheimrath Ungern-Sternberg zur Aufsicht übergeben hatte, seinen bereits seit 14 Jahren gehegten, aber immer hinausgeschobenen Vorsatz einer Reise in die Heimath aus. Er ging zunächst nach Petersburg, wo ihm in der Familie seines Neffen, des Generals Meyendorff, auch theure Verwandte lebten, reiste dann nach Estland, um dem dringendsten Bedürfnisse seines Herzens, das Grab der Mutter zu besuchen, Genüge zu leisten, hielt sich hernach den Winter $18^{35}/_{36}$ und den darauf folgenden Sommer in Lilienbach bei Narwa, dem Gute seiner Lieblingsschwester Charlotte, die seit dem Tode ihres Gemahles, des Baron von Korff, im Jahre 1830, daselbst in stiller Wittwenzurückgezogenheit lebte, auf, und kehrte endlich nach Petersburg zurück, wo er im Hause des Generals Meyendorff, nach langem Siechthum und immer sichtlicherer Abstumpfung seiner geistigen Kräfte, am 27. März 1837 starb. Seine Leiche wurde nach Estland gebracht und in der Stackelbergschen Familiencapelle neben der Kegelschen Kirche an der Seite seiner ihm vorangegangenen, heißgeliebten und bis zu seinem eignen Ende tief betrauerten Mutter beigesetzt.

Stackelbergs schöner Kunstbesitz, den er mit so vieler Liebe gesammelt,

den zu vergrößern er manche Mühe und Unannehmlichkeit sich nicht verdrießen gelassen, für den er einen großen Theil seines Vermögens geopfert und bei dessen Herbeischaffung aus Italien er noch zuletzt so große Unannehmlichkeiten erlitten hatte, blieb nach seiner letzten Abreise aus Dresden, wieder aufs sorgfältigste geordnet und mit künstlerischem Geschmack aufgestellt, in seiner bis dahin eingenommenen Wohnung zurück. „In diesem kleinen Museum, sagt ein Dresdener Freund Stackelbergs, war so ziemlich alles zu finden, was den Kunst- und Alterthumsfreund interessiren kann. Stackelberg pflegte viel Geld in gute Gemälde und Antiken zu stecken und antichambrirte in Italien oft stundenlang bei den Prälaten und Principe's, um von ihren Raritäten hie und da etwas für sein Museum zu erwischen. Kein fremder Kunstliebhaber versäumte es leicht, seine Sammlungen kennen zu lernen und ihn selbst zu sehen in der Mitte dieser Herrlichkeiten, die Palette oder die Thonschaufel in der Hand, jeden Besuchenden freundlich empfangend; denn wer sah und hörte den heitern, anspruchslosen Mann nicht gern! Nach Stackelbergs ausdrücklichem, in seinen Briefen ausgesprochenen Wunsch sollte dieser Kunstbesitz keinem Andern als den Seinigen in der Heimath zufallen; er sollte beisammengelassen und in Estland aufgestellt werden, um bei seinen Landsleuten den Sinn für die Kunst anzuregen oder zu entwickeln und sein Andenken daselbst zu erhalten. Dieser edle Wunsch seines gemeinnützigen und patriotischen Herzens ging nicht in Erfüllung. Nach seinem Tode entstanden unter seinen Verwandten lange Debatten, was mit seiner Hinterlassenschaft an Kunstwerken zu beginnen sei. Man trat zunächst in Unterhandlungen mit der Petersburger Regierung, um dieselbe zu veranlassen, das Stackelbergsche Museum den einheimischen Sammlungen einzuverleiben, und als diese Bemühungen fruchtlos blieben, mit dem sächsischen Hofe, was aber ebensowenig Erfolg hatte. Inzwischen mußte in Dresden die Miethe für das Local, wo das Museum aufgestellt war, desgleichen ein Custos jahrelang bezahlt werden; dazu drängte Ungern-Sternberg, dem aus der noch immer auf ihm lastenden Verantwortlichkeit für Stackelbergs Nachlaß manche Unbequemlichkeiten erwachsen mochten, zu einer Entscheidung: so daß man sich denn endlich entschloß, die Sachen in öffentlicher Auction zu versteigern und wiederum Ungern-Sternberg mit der Ausführung dieser Maßregel betraute. So wurden diese werthvollen und mit so vieler Umsicht gesammelten Kunstgegenstände meist für einen Spottpreis verschleudert. Das Meiste davon kaufte dennoch die sächsische Regierung theils für die große Gemäldegalerie

und die Antikensammlung, theils für das historische Museum an, namentlich findet sich dort auch Stackelbergs Lieblingsstück, die Amazone aus Salamis, aber Dank dem Vandalismus der sächsischen Douanenbeamten, wie Gerhard anführt, als Torso. — Einiges aus Stackelbergs Nachlaß, namentlich seine zahlreichen Papiere, Manuscripte, Handzeichnungen, auch unter Anderm die Kupferplatten zu dem phigalischen Werke, wurde, nachlässig verpackt und ungenau adressirt, nach der Heimath gesandt, wo sie monatelang in dem feuchten Speicher oder Keller eines Revaler Handlungshauses, weil man den rechtmäßigen Empfänger nicht ermitteln konnte, liegen blieben, bis sie endlich, zum Theil stockfleckig und halbverdorben, an die hinterbliebenen Verwandten nach Fähna gelangten.

Wenn wir nun zum Schluß die in dieser Biographie zerstreuten Züge zu einem Gesammtbilde von Stackelbergs Persönlichkeit zusammenzustellen versuchen, so treten seine Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft, die den Mittelpunkt seiner ganzen Thätigkeit ausmachten, billig in den Vordergrund. Wir können uns dabei des schmerzlichen Bedauerns nicht erwehren, daß sein Streben auf diesen Gebieten am Ende doch nur von verhältnißmäßig geringen Erfolgen gekrönt gewesen ist. Doch der Mensch, auch der strebsamste und beste, ist, mehr als man gewöhnlich zugeben möchte, abhängig von äußern Verhältnissen, und mit Stackelberg war dies bei seiner vorzugsweise receptiv, wir möchten sagen, fast weiblich angelegten, für alle Eindrücke von außen in hohem Grade empfänglichen, besonders nach der Gefühlsrichtung ausgeprägten Natur vielleicht in höherm Grade, als bei manchem Andern der Fall. Seiner vornehmen Geburt und Erziehung verdankte er die Leichtigkeit sich in allen Kreisen frei und gewandt zu bewegen, zahlreiche, seinen Bestrebungen günstige Bekanntschaften und Verbindungen, und im Verein mit den Vortheilen eines ererbten nicht unbeträglichen Vermögens, die Möglichkeit, seine Reiselust zu befriedigen, im fremden Lande, ohne beengende Rücksichten auf den Broderwerb, in sorgenloser Muße der Kunst und Wissenschaft zu leben, eine reiche, ihn selbst bei seinen Bestrebungen fördernde und auch so vielen Andern während seines Lebens zu Gute gekommene Kunstsammlung anzulegen und den beträchtlichen Aufwand für die Herausgabe seiner Prachtwerke zu bestreiten. Denselben Verhältnissen aber glauben wir auch die Schuld an allem, was unvollkommen in seiner Entwickelung geblieben ist, beimessen zu können. Nicht allein wurden bei einer weltmännischen Erziehung, seiner Neigung und der ganzen Anlage seiner Natur zuwider, die schönsten Jahre seiner

Jugend dem Phantom einer standesmäßigen Laufbahn geopfert und dabei eine gründliche wissenschaftliche Bildung verabsäumt, so daß er hernach viel Zeit und Mühe aufwenden mußte, um diese nothwendigen Vorbedingungen zu seinen gelehrten Arbeiten zu erfüllen, sondern die zahlreichen gesellschaftlichen Zerstreuungen in der vornehmen Welt hinderten auch vielfältig hernach seine gelehrten und künstlerischen Bestrebungen, während er um ihretwillen sich dem Umgange mit manchen Künstlern und Gelehrten, die viel förderlicher auf seine Entwickelung eingewirkt hätten, entziehen zu müssen glaubte. Insbesondere war es ihm nachtheilig, daß er den Hebel einer pflichtmäßigen Berufsthätigkeit entbehrte und, was er leistete und trieb, eben nur aus Liebhaberei und als Dilettant betrieb. Eine ihm nach seiner Rückkehr von Italien während seines Aufenthalts in Deutschland wiederholentlich angebotene Professur schlug er aus, was um so mehr zu beklagen ist, als er grade, nach dem Ausspruch aller mit ihm näher bekannten Freunde, durch das Feuer seiner von Liebe zur Kunst begeisterten Beredsamkeit bei mündlichen Auseinandersetzungen noch viel anregender zu wirken verstand, als durch seine Schriften, und daher besonders zum akademischen Lehrer geeignet gewesen wäre; wir zweifeln nicht, daß auch hierbei, vielleicht unbewußt und vor sich selbst uneingestanden, Standesrücksichten maßgebend gewesen sind. Ja selbst sein wahres Lebensglück wurde vielleicht diesen Rücksichten aufgeopfert und möglicherweise sein früher Tod mit dadurch veranlaßt. Bedeutungsvoll erscheint uns in dieser Beziehung namentlich ein Ausspruch seines Freundes, des Baron U. aus F., der in einem Briefe äußert: „Hätte Stackelberg damals Emmy Krause geheirathet, wie es eine Zeitlang hieß, er lebte vielleicht noch und wäre eine Zierde unsers Vaterlandes geblieben, wie er es damals war und in der Erinnerung noch ist.“ — Statt dessen vergeudete er die edeln Empfindungen, an denen sein zartes Herz reich war, wie seine Gesundheit, bei galanten Abenteuern und während sich ihm zu Weistropp, das U. selbst das Este Dresdens nennt, ein schönes Familienglück fast von selbst darbot, reiste er nach Holstein einer alternden Baronesse nach, der er dennoch, wohl von einem richtigern Gefühl geleitet, seine Hand anzutragen sich nicht entschließen konnte. — Doch wir wollen mit ihm darüber nicht rechten, daß er sich von solchen Vorurtheilen, die von dem größten Theil seiner Umgebung beständig genährt wurden, nicht völlig frei zu machen im Stande war, und es vielmehr mit freudigem Herzen anerkennen, daß er sich, von der Liebe zur Kunst und Wissenschaft getrieben, doch noch so hoch über den gewöhnlichen

Standpunkt seiner Standesgenossen zu erheben vermochte, so oft die Schranken einengender Vorurtheile durchbrach und so viel Erfreuliches und Gemeinnütziges geleistet hat. Gewiß mit diesen Verhältnissen im Zusammenhange stehend, zeigt sich an Stackelberg manchmal eine gewisse Eitelkeit, die sich grade weniger in Bezug auf seine wirklichen Verdienste für Wissenschaft und Kunst geltend macht, wo sie viel leichter zu entschuldigen gewesen wäre, zumal da er nach seiner Rückkehr aus Rom auch von den deutschen Gelehrten mit der größten Auszeichnung behandelt und ihm überall, nur mit Ausnahme des Vaterlandes, viel Weihrauch gestreut worden war, als vielmehr in einer gewissen Zurschaustellung seiner vornehmen, zumal fürstlichen Bekanntschaften, die er durch die rein zufälligen Vorzüge seiner Geburt und Stellung, freilich im Verein mit seinem künstlerischen Talente und seiner gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit, sich erworben hatte.

Bei einer gewissen Vornehmheit in seinem Wesen war Stackelberg von ungemeiner Gutmüthigkeit und durchaus menschenfreundlicher Gesinnung, wie dieselbe sich namentlich in dem Verhältniß zu seinem griechischen Diener, den er fast wie einen Freund behandelte, zeigte. Derselbe war ihm nicht allein während seines ganzen Lebens mit der treuesten Anhänglichkeit zugethan, sondern gedachte seiner auch nach seinem Tode noch mit rührender Dankbarkeit und Liebe. Auch alle Andern, die in irgend einem Dienstverhältniß zu ihm standen, wurden von ihm auf die humanste Weise behandelt und liebten ihn dafür als einen wohlwollenden und großmüthigen Herrn. Dazu kam Stackelbergs große, oft mißbrauchte und nicht selten bis zur Verschwendung gehende Freigebigkeit. — In seiner ganzen Persönlichkeit lag ungemein viel Einnehmendes; in der Gesellschaft war er darum überall gern gesehen, der Kreis seiner Bekanntschaft ein sehr vielseitiger, doch stets gewählter. Seine Rede war gediegen und zugleich elegant, sein Gedächtniß vor seiner letzten Rückkehr nach Dresden bewundernswürdig und mit seiner Combinationsgabe gepaart, besonders in den Details, die er wie Arabesken und Ornamente zu einem Gemälde in- und durcheinander ästhetisch zu ordnen verstand, um den Hauptgedanken selbst zu veranschaulichen und zu versinnlichen. Ueber den persönlichen Eindruck, den Stackelberg in seiner reifsten Zeit zu Dresden nach seinem Aufenthalt in Italien machte, lassen wir einen Zeitgenossen, der ihn völlig unparteiisch zu beurtheilen scheint, reden: „Von Stackelberg habe ich zwar manches Geschriebene und Gedruckte gelesen, allein ihn ganz verstanden und mit ihm empfunden habe ich nur, wenn er sprach. Er war eigentlich kein

schöpferisches Genie, aber einer der größten Meister in der Reproduction des Aufgefaßten und unerreichbar, wenn er in Worten zeichnete. Am liebsten verweile ich in Gedanken bei seinen Erörterungen über die Antike und die großen italienischen Bildner des 15. und 16. Jahrhunderts, wie er das beiden gemeinsame Schöne zu illustriren und mit dem lebhaftesten Colorit in der Rede darzustellen wußte; denn keiner verstand es vielleicht so wie er, einen Apoll von Belvedere, einen Pietro Perugino oder Leonardo da Vinci, auch einen Virgil und Dante zu erklären und lebendig zu machen. Nie vergesse ich das Bild, das er uns von Brunelleschi, Bramante und Michel Angelo entwarf. Der Meister mit seiner Schule, seinen Werken und seiner Zeit feierte für den Zuhörer eine Art Auferstehung, wenn er sprach. Er individualisirte auf die anziehendste Weise jene Zeit. Die kleinsten oft unscheinbarsten Charakterzüge vervollständigten das Bild, so daß sich jene Gestalten gleichsam anatomisch und psychologisch in unserer Einbildungskraft incarnirten. Den Vasari und Palladio interpretirte er uns ebenso klar in der Architektur wie den Maffei und Tiraboschi, und kam er auf die Zeiten der Mediceer zu sprechen, so war er unerschöpflich in seinen Anekdoten. Nur kamen dann gewöhnlich die Anjous, die Barberini und die Schwarzröcke schlecht weg. Doch blieben Leo X. und Julius II. seine Lieblinge im Gegensatz zu dem spanischen Philipp II. und dem Cardinal Ximenes, die er die antikünstlerischen Finsterlinge ihrer Zeit nannte. Der christlichen Kunst ließ er zwar volle Gerechtigkeit widerfahren, doch stellte er das griechische Schönheitsideal höher. Noch sehe ich sein schönes blaues Auge leuchten, wenn er über die Vorzüge der alten Griechen vor der modernen Welt sprach, von ihrer Schönheitsreligion, ihrer großen politischen Geschichte, ihrer Vaterlandsliebe und Tapferkeit und ihrem geistvollen Verständniß des Lebens. Dann hingen wir an seinen Lippen und begriffen, wie diesem Volke und seinem Streben nach Freiheit, obwohl es ein anderes geworden, Männer wie Byron ihre besten Kräfte, ja ihr Leben opfern konnten. Stackelberg adorirte Byron und citirte ihn oft. In der Kunst- und Künstlergeschichte war er ausnehmend bewandert. In der neuen Kunst schwärmte er besonders für die Italiener und zum Theil für die Spanier. Der bläßere und eckigere Norden und seine Poesie und Kunst war ihm weniger sympathisch, desgleichen die Franzosen, bis auf ein Paar Landschafter, und die mehr materialistischen Niederländer, deren große Naturtreue er indeß auch wohl zu würdigen verstand. Das was man den Stil eines Künstlers zu nennen pflegt, seine eigen-

thümliche Art und Weise, den Charakter seiner Productionen, wußte niemand besser aufzufassen und zum Verständniß zu bringen. Einen besonderen Scharfblick besaß er in der raschen Unterscheidung des Wahren und Echten von dem Falschen und Nachgeahmten in den Bildwerken; er wußte sofort anzugeben, ob ein Bild oder eine Statue ein classisches Werk und von wem sie war. Empfindlich und verdrießlich konnte er werden, wenn er sich einmal getäuscht sah, was auch selbst er bei den verschmitzten Antiquaren nicht immer vermeiden konnte. Er bedauerte es oft, nicht tiefer in den Orient, zumal nach Aegypten vorgedrungen zu sein, denn die Anfänge der Kunst und namentlich der Bildhauerei seien ja dort zu suchen. Stackelberg stellte die plastischen und die zeichnenden Künste, selbst die Architektur höher als die Musik, schon als bleibende, im Gegensatz zur Tonkunst, die nur eine in der Zeit verschwindende sei, und weil eine im Raum sich darstellende Verkörperung einer Idee uns tiefer ergreife, da sie dem Auge, dem obersten und edelsten Sinne des Menschen diene. Mit der Philosophie mochte Stackelberg sich nicht befassen, er nannte sie eine Kunst der Spitzfindigkeiten, welche der lebendigen Verwirklichung des Schönen nur Abbruch thäte, und erging sich gern in scherzhaften Ausfällen gegen dieselbe: „Da Gott der Inbegriff alles Seienden, die Kunst als veredelte Natur der Inbegriff alles Schönen, und die raphaelische Madonna der Inbegriff aller künstlerischen Vollkommenheit ist, so muß die Madonna göttlich sein", so hörte ich ihn einmal meine Dialektik parodiren, als ich behauptet hatte, sie sei doch am Ende nur ein schönes Weib, die Fornarina, gewesen".

Ein auffallender Charakterzug Stackelbergs ist seine fatalistische und auf Vorahnungen und andere mystische psychologische Erscheinungen sich mit Vorliebe anlehnende Richtung. Vieles hierher Gehörige haben wir schon im Verlauf seiner Lebensbeschreibung angeführt. Wie ihm der Tod der Mutter durch ein Vorzeichen lange vorher angekündigt worden war, so fast jedes wichtigere oder ihn tiefer interessirende Familienereigniß. Fast in jedem seiner Briefe finden sich Belege dazu. So war ihm in Italien die Entbindung seiner Schwester durch einen Traum der Gräfin Baudissin vorher angezeigt worden. Dieselbe hatte ihn im Traum einen Brief des besagten Inhalts vorlesen hören, und am Tage darauf kam in der That jener Brief, der ihn von einer großen Sorge befreite, an. Ebenso schreibt er im Jahre 1824: „Dein Bericht von dem Tode der lieben Cousine Louise, der guten treuen Freundin, die mich in der Wiege gesehen und

zur Taufe gehalten, traf mich nicht unvorbereitet, und wiederum war mir dieser Sterbefall durch ein Vorzeichen vorher angekündigt worden. Wenn ich nicht den Verdacht des Aberglaubens scheute, so müßten so viele, noch jedesmal eingetroffen und jetzt wieder zweimal als richtig befundene Vorzeichen mich zur Ueberzeugung leiten, daß wir mit den entfernten Angehörigen in einer unerklärlichen psychologischen Verbindung stehen. Bellingshausens Ableben war mir ebenso früher angezeigt worden". So schreibt er im September 1823: „Wie sonderbar, daß Du wieder eine Vorahnung meiner Krankheit hattest, wie Du in Deinem letzten Briefe schreibst, worauf ich noch mit so vieler Sicherheit antwortete. Kaum war mein Brief abgegangen, so stellte sich mein Uebel ein. Ein merkwürdiges Zusammentreffen, wie wir es aber bei unserm magnetischen Rapport schon mehrere Male erlebten". Und während seiner schweren Krankheit 1827 u. 1828: „Wie merkwürdig sich wieder Dein Traum bewährt hat, den Du mir in Deinem letzten Briefe erzählst! Wirklich traf die Zeit auch wieder zu, wo ich so abgeschwächt und abgemagert von der Krankheit dalag, wie Du mich im Traum gesehen hattest". Ebenso im März desselben Jahres: „Es war auch das Leiden, das unsern Bruder Arend durch die Gefahr, in welcher seine Frau schwebte, getroffen hat, von mir nicht ungeahnt geblieben und ich wartete mit Furcht auf Nachricht von Dir". — Auch dieser Charakterzug Stackelbergs läßt sich übrigens aus dem Vorherrschen des Gefühls und der Einbildungskraft in seiner Natur erklären.

So war Stackelbergs Leben. So hat sich, indem wir seine Werke, Tagebücher und Briefe lasen und die Aeußerungen seiner Freunde und Zeitgenossen zusammenstellend verglichen, das Bild seiner Persönlichkeit in unserm Geiste gestaltet, und wenn auch dem nachgebornen, nicht aus dem lebendigen Quell persönlichen Verkehrs, sondern aus todten Schriften, oft aus der zweiten und dritten Hand schöpfenden Biographen, mancher kleine Zug entgangen sein sollte, so glauben wir doch im Ganzen ein treues und einigermaßen vollständiges Bild seiner Persönlichkeit, seines Wirkens und Schaffens, seines Lebens und Strebens geliefert zu haben, aus welchem diejenigen, denen er noch im Leben nahe gestanden, seine Züge wiedererkennen, die Jüngern aber von einem Leben und Wirken Kunde erhalten werden, das, je vereinzelter es in unsern Provinzen vorkommt, um so interessanter, in vieler Beziehung nachahmenswerth, und auch in dem Nichterreichten und Verfehlten lehrreich ist. — Wir aber schließen diese Blät-

ter, die von der Pietät gegen einen für Kunst und Wissenschaft hochverdienten Landsmann eingegeben sind, mit den Worten, die von seinen wissenschaftlichen Freunden, bei der Kunde seines Hinscheidens, ihm als Grabschrift zugedacht waren: „Ein Kind des Nordens, durch mühevolle Wanderlust heimisch in Hellas und Rom, hat er in Werken, vom Genius Roms gepflegt, die Kunst der Griechen, jenen Glücklichen geistesverwandt, neu darzustellen und zu erklären vermocht. Früh erblüht, schön gereift, rasch gewelkt, der Seinigen Stolz, seinen Freunden unvergeßlich, liegt er bestattet in vaterländischer Erde. Gottes ewiges Licht, das er im Wahren und Schönen hienieden suchte, möge jenseits ihm leuchten!"

C. Hoheisel.

Von der Censur erlaubt.

Riga, am 31. December 1863.

Druck der Livl. Gouvernements-Typographie.